Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 497. Band.

V. Serie. 97.

Pariser Zigeunerleben. Von Henry Murger.

Zweiter Theil.

Grimma und **Leipzig,**
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Pariser Zigeunerleben.

Bilder aus dem französischen Literaten- und Künstlerleben

von

Henry Murger

Verfasser der „Bilder aus dem Leben der Pariser Jugend“.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Hugo Hartmann.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Die Zigeuner in Paris.

Zweiter Theil.

I.

Mimi.

O Rudolph, mein armer Freund, was ist Dir geschehen, daß Du so verändert bist? Soll ich dem Gerüchte glauben? Vermochte dies Unglück Deine mannhafte Philosophie so sehr zu beugen? Wie soll ich, der Historiker Deines an Lächeln und an Lachen so reichen Zigeunerlebens, wie soll ich einen Ton finden, der melancholisch genug ist, um das schmerzliche Erlebniß erzählen zu können, welches über Deine stete Heiterkeit einen Trauerflor wirft, und mit einem Schlage Deinen Paradoxen ein Ende macht?

O Freund Rudolph! Gern gebe ich ja zu, daß Dein Herzeleid groß ist, aber doch wahrhaftig nicht groß genug, um dem Gedanken an ein freiwilliges Ende Raum zu geben. Daher rathe ich Dir, schnell ein Kreuz über die Vergangenheit zu schlagen. Fliehe vor

allen Dingen die mit Phantomen belebte Einsamkeit, welche Deinen Kummer zur Ewigkeit verlängern würde. Fliehe das Schweigen, wo das Echo der Erinnerungen noch voll sein würde von Deinen vergangenen Freuden, von Deinen vergangenen Leiden. Wirf den Namen, den Du so heiß, den Du so innig geliebt, wirf ihn hinweg in die Winde der Vergessenheit, wirf mit ihm Alles hinweg, was Dir noch übrig blieb von ihr, was Dich gemahnt an sie; — die Haarlocken, geküßt von den Lippen des wahnsinnigen Verlangens; das krystallene Fläschchen, in welchem noch ein Rest von jenem Wohlgeruche schlummert, dessen Einathmen für Dich jetzt gefährlicher sein würde, als alle Gifte der Welt.

In das Feuer mit den Blumen, den Blumen von Gaze, von Seide, von Sammet; mit dem weißen Jasmin, den von dem Blute des Adonis gepurpurten Anemonen, den blauen Vergißmeinnicht, und allen jenen Sträußern, welche sie in den entschwundenen Tagen Eures kurzen Glückes gefertigt. Damals liebte ich sie auch, Deine Mimi, und ich sah keine Gefahr darin, daß auch Du sie liebtest. Doch folge mir, in's Feuer mit den Bändern, den niedlichen blauen, rosenfarbigen, gelben Bändern, mit denen sie den Hals schmückte, um den Blick zu fesseln; in's Feuer mit den Spitzen, den Mützchen, den Schleiern und allen jenen koketten Kleinigkeiten, mit denen sie sich putzte, um eine berechnete Liebe zu treiben mit Herrn Cäsar, Herrn Jerôme, Herrn

Charles oder jedem anderen Galan des Kalenders, während Du an Deinem Fenster wartend standest, schaudernd vor dem Sturm und Frost des Winters! In's Feuer, Rudolph, ohne Erbarmen in's Feuer mit Allem, was ihr gehörte und Dir erzählen könnte von ihr. In's Feuer die Liebesbriefe! Da ist gerade ein solcher, über welchen Du geweint, Thränen des bittersten Wehes geweint hast, Du armer, verrathener Freund!

„Da Du nicht zurückgekommen bist, — so gehe ich jetzt zu meiner Tante; das vorhandene Geld nehme ich mit, um einen Wagen zu nehmen.

„Lucilie.“

Und an diesem Abend hattest Du gar Nichts gegessen; erinnerst Du Dich daran? Und Du kamst zu mir und ließest ein wahres Feuerwerk von Scherzen los, welches von der Ruhe Deines Herzens zeugte. — Denn Du glaubtest, Mimi sei bei ihrer Tante, und wenn ich Dir gesagt hätte, sie sei bei Herrn Cäsar oder bei einem Schauspieler des Mont parnasse, so hättest Du mich sicherlich erdolcht. — In's Feuer auch dies Billet, welches ganz die lakonische Zärtlichkeit des ersten hat:

„Ich gehe fort, um mir Schuhe zu bestellen, Du mußt durchaus Geld schaffen, damit ich sie morgen holen kann.“

Ach, mein armer Freund, diese Schuhe haben

manchen Contretanz getanzt, in welchem Du nicht ihr vis-à-vis warest. In die Flamme mit diesen Andenken; in die Winde mit ihrer Asche! — — — — — —

Dann aber, Rudolph, raffe Dich aus Liebe zur Menschheit, aus Liebe für den Ruhm der Echarpe d'Iris und des Castor, raffe Dich wieder empor; ergreife wieder mit fester Hand die Zügel des guten Geschmackes, die Dir während Deines egoistischen Leidens entfallen; denn sonst können schreckliche Dinge geschehen, für welche Du verantwortlich bist. Wir kommen sonst wieder in die Zeiten der Puffärmel und der Beinkleider mit kleinem Latz, und wir würden eines Tages wieder Hüte in die Mode kommen sehen, deren Form das Universum beleidigte und den Zorn des Himmels auf uns herabriefe.

Und jetzt wollen wir die Geschichte von Rudolphs Liebschaft mit Fräulein Lucilie, genannt Mimi, erzählen. —

Es war an seinem vierundzwanzigsten Geburtstage, als Rudolphs Herz urplötzlich von dieser Leidenschaft, welche von so bedeutendem Einflusse auf sein ganzes späteres Leben ward, ergriffen wurde. Zu der Zeit, wo Rudolph seine Mimi kennen lernte, führte er jenes bewegte phantastische Leben, welches wir in den vorhergehenden Skizzen zu beschreiben versuchten. Rudolph war sicherlich einer der fröhlichsten Unglücksvögel, welche im Zigeunerlande existirten. Und wenn er an

einem Tage ein schlechtes Mittagsmahl gehabt und einen guten Witz gemacht hatte, so ging er stolzer auf dem Pflaster, welches ihm so oft zur Lagerstätte diente, ging stolzer unter seinem schwarzen Rocke, welcher aus allen seinen Nähten um Gnade flehte, — als ein Kaiser unter seinem Purpurmantel. Die Mitglieder des Kreises, welchem er angehörte, glaubten — wie man es bei unserer modernen Jugend so häufig findet — die Liebe als eine Luxussache, als einen Gegenstand zur Possenreißerei behandeln zu müssen. — Gustav Colline, der schon seit langer Zeit mit einer Westenstickerin in Verbindung stand, welche er geistig und körperlich zum Krüppel machte, da er sie nöthigte, Tag und Nacht hindurch die Manuscripte seiner philosophischen Werke zu copiren, — Gustav Colline also behauptete, die Liebe sei eine Art Abführmittel, welches in jeder neuen Jahreszeit einzunehmen gut sei, um den Körper von überflüssigen Säften zu befreien. Unter diesen erlogenen Skeptikern war Rudolph der Einzige, welcher mit Achtung über die Liebe zu sprechen wagte, und wenn Jemand so unglücklich war, diese Saite bei ihm anzuschlagen, so konnte er eine Stunde lang hören, wie Rudolph Elegieen girrte über das Glück, geliebt zu werden, — das Azurblau des friedlichen Seees, — die Harmonie der Gestirne u. s. w. u. s. w. Schaunard nannte ihn wegen dieser „Manie“ die „Harmonika.“ Auch Marcel hatte bei dieser Gelegenheit einen recht guten

Witz gemacht; auf die sentimentalen, „germanischen" Redensarten Rudolphs anspielend, nannte er ihn „Myosotis calva" (das „kahle Vergißmeinnicht"). In Wahrheit verhielt es sich nämlich folgendermaßen: Rudolph bildete sich damals ein, mit allen Freuden der Jugend und der Liebe abgeschlossen zu haben; er sang fortwährend das De profundis über sein Herz, welches er abgestorben wähnte, damals, wo es zwar schlief und unbeweglich war, aber auch bereit zum Erwachen, zugänglich für jede Freude und empfänglich für alle die theuren Schmerzen, welche es nicht mehr hoffte und die es nun zur Verzweiflung brachten. — Du hast es so gewollt, Rudolph, und ich beklage Dich nicht darob; denn das Leiden, welches Du erduldest, ist eins von denen, welche man am meisten beneidet — zumal, wenn man weiß, daß man von ihnen für immer geheilt ist.

Rudolph traf also Mimi, die er schon früher gekannt hatte, als sie die Geliebte eines seiner Freunde war. — Und er machte sie zu der seinigen. Darüber wurde unter seinen Freunden ein großes Halloh erhoben; da aber Mimi ein sehr einnehmendes Wesen hatte, nicht die geringste Spur von Ziererei zeigte und ohne Kopfschmerzen den Tabaksrauch und die literarischen Unterhaltungen ertragen konnte, so gewöhnten sich Rudolphs Freunde bald an das Mädchen und behandelten sie wie eine zu ihnen gehörige Freundin.

Mimi war ein reizendes Geschöpf und von einer

Natur, welche den plastischen und poetischen Sympathieen Rudolphs ganz besonders zusagte. Sie war klein, zart, von neckischem, lebhaftem Aeußeren. Ihr Gesicht zeigte aristokratische Umrisse; aber ihre Züge, die von einer gewissen Feinheit und von dem Schimmer ihrer klaren blauen Augen wie schwach erhellt waren, nahmen in gewissen Augenblicken des Aergers oder der Laune den Charakter einer fast wilden Bosheit an, aus welchem ein geübter Psycholog vielleicht das Anzeichen eines außerordentlichen Egoismus oder einer großen Gefühllosigkeit erkannt haben würde. Im Ganzen aber war es ein reizender Kopf mit dem jugendlich frischen Lächeln, mit den zärtlichen Blicken oder dem gebieterisch koketten Ausdrucke. Das Blut der Jugend pulsirte heiß und rasch in ihren Adern, und färbte ihre durchsichtige, camelienweiße Haut mit rosenfarbenen Tinten. Diese schwächliche Schönheit hatte Rudolph verführt und fesselte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt; oft verbrachte er viele Stunden der Nacht damit, die bleiche Stirn seiner schlafenden Geliebten, deren feuchte, matte Augen unter der wogenden Hülle ihres herrlichen braunen Haares halbgeschlossen glänzten, mit heißen, innigen Küssen zu bekränzen. Was aber hauptsächlich dazu beitrug, Rudolphs Liebe zu Mimi bis fast zum Wahnsinn zu steigern, waren ihre Hände, welche sie ungeachtet der Sorge für das Hauswesen, dennoch blendend weiß zu erhalten wußte. — Und doch sollten diese so

zarten, so niedlichen, diese so süße Liebkosungen spendenden Hände, doch sollten diese Kinderhändchen, gegen welche Rudolph sein von Neuem „in Blüthe stehendes“ Herz vertauscht hatte, sollten diese blendenden Hände Mimi's mit ihren rosenfarbenen Nägeln des Dichters Herz bald auf das Grausamste zerfleischen.

Nach Monatsfrist begann Rudolph zu ahnen, daß er mit einer „Windsbraut“ sich verbunden, und daß seine Geliebte einen sehr großen Fehler hatte. „Sie „kalfakterte“, wie man im niederen Leben zu sagen pflegt, und verbrachte einen großen Theil ihrer Zeit bei den „Unterhaltenen“ des Stadtviertels, deren Bekanntschaft sie gemacht hatte. Eine ungewisse Furcht bemächtigte sich Rudolphs, sobald er von den neuen Bekanntschaften seiner Geliebten erfuhr. Der wechselnde Reichthum einiger ihrer neuen sogenannten Freundinnen rief in Mimi's Innerem einen hohen Grad von Ehrgeiz wach; denn bisher hatte sie nur bescheidene Wünsche gehabt und sich mit dem Nothwendigsten begnügt — und dies hatte ihr Rudolph stets nach besten Kräften verschafft. Jetzt fing sie an, von Seide, von Sammet, von Spitzen zu träumen, und trotz Rudolphs Verbot setzte sie ihre Besuche bei jenen Frauenzimmern fort. Diese suchten sie sämmtlich zu überreden, daß sie Rudolph, einen Menschen, der ihr nicht einmal 150 Francs zu geben im Stande sei, um sich ein neues Kleid zu kaufen, verlassen möge.

„Ein so hübsches Mädchen, wie Sie," sagten ihre Rathgeberinnen, „würde leicht eine bei Weitem bessere „Stellung" finden können. Sie müssen nur suchen."

Und Fräulein Mimi legte sich darauf, eine solche „Stellung" zu suchen. Rudolph, Zeuge ihrer häufigen, ungeschickt motivirten Ausgänge, schöpfte Verdacht. — Sobald er sich aber auf der Spur einer Untreue von Seiten Mimi's fühlte, legte er sich mit Erbitterung eine Binde um die Augen, um Nichts zu sehen. Und dennoch betete er Mimi immer noch an. — Allein er hegte für sie eine eifersüchtige, grillenhafte, zänkische und bizarre Liebe, welche das Mädchen nicht begriff weil sie für Rudolph nur noch jene laue Zuneigung empfand, welche Folge der Gewohnheit ist. — Uebrigens war auch die eine Hälfte ihres Herzens schon zu den Zeiten ihrer ersten Liebe consumirt worden, und die andere Hälfte war noch voll von den Erinnerungen an ihren ersten Liebhaber.

So vergingen acht Monate unter dem Wechsel guter und böser Tage. Rudolph war im Verlaufe dieser Zeit wenigstens zwanzig Mal fest entschlossen, sich von Mimi zu trennen, und diese zeigte gegen ihn alle jene plumpen Quälereien eines Weibes, welches nicht liebt. — Dieses Leben war im eigentlichen Wortsinne für alle Beide eine Hölle geworden; allein Rudolph hatte sich an diese täglich wiederholten Zänkereien gewöhnt und fürchtete weiter Nichts, als das Aufhören

dieses Zustandes, denn er fürchtete, daß mit demselben auch alle jene fieberhaften Wallungen der Jugend und jene Gemüthsbewegungen, welche ihm seit so langer Zeit fremd geblieben waren, für immer aufhören würden. Es gab auch Stunden, in welchen Mimi bei Rudolph jeden Verdacht, mit welchem sie sein Herz zerriß, zu verscheuchen wußte. Es gab selbst Stunden, wo der Dichter vor dem Reize des schmachtenden Blickes ihrer blauen Augen einem Kinde gleich zu ihren Füßen lag; dieser Dichter, der an ihrer Seite die verlorene Poesie wiedergefunden, dem seine Geliebte die Jugend wiedergegeben hatte. Wie nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft verlebten Rudolph und Mimi zwei- oder dreimal monatlich eine Nacht der Liebe und des zärtlichsten Geplauders. Dann nahm er den lächelnden, belebten Kopf seiner Freundin in seine Arme und redete ganze Stunden lang jene bewundernswürdige und doch so absurde Sprache zu ihr, welche die Leidenschaft in den Stunden ihres Deliriums spricht. Mimi hörte ihm ruhig zu, mehr erstaunt als bewegt; zuletzt aber wurde sie von seiner zuerst zärtlichen, dann fröhlichen, dann melancholisch-enthusiastischen Beredsamkeit hingerissen. Dann fühlte sie, wie das Eis der Gleichgiltigkeit, welches ihr Herz umstarrte, schmolz; das Fieber des Verlangens ergriff sie, sie warf sich an Rudolphs Hals und sagte ihm mit glühenden Küssen Das, was sie mit Worten ihm nimmer hätte sagen können. Und das

Frühroth überraschte sie, fest umschlungen, Auge in Auge, Hand in Hand, während ihre feuchten, brennenden Lippen immerfort jenes unsterbliche Wort stammelten, welches seit fünftausend Jahren sich allnächtlich an die Lippen der Liebenden hängt.

Am anderen Morgen aber führte der nichtigste Vorwand wieder einen Zank herbei, und erschreckt enteilte die Liebe wieder auf lange Zeit.

Zuletzt kam Rudolph doch zu der Ueberzeugung, daß ihn, wenn er sich nicht in Acht nähme, Mimi's weiße Hände an einen Abgrund führen würden, an welchem er seine Jugend und seine Zukunft lassen müsse. Einen Augenblick sprach die warnende Stimme der Vernunft stärker in ihm, als die Liebe, und er überzeugte sich durch richtige, von klaren Beweisen unterstützte Schlüsse, daß ihn seine Geliebte nicht liebe. Er gestand sich sogar selbst, daß die Stunden der Zärtlichkeit, welche sie ihm von Zeit zu Zeit bewilligte, nur eine sinnliche Laune seien, ähnlich derjenigen, welche verheirathete Frauen für ihre Gatten haben, wenn sie einen Cachemirshawl, ein neues Kleid wünschen — oder wenn ihr Gemahl fern von ihnen ist — ein Seitenstück zu dem Sprüchworte: „Wenn man kein Weißbrot hat, so begnügt man sich mit dem Schwarzbrote.“ — Kurz, Rudolph konnte seiner Geliebten Alles verzeihen, nur nicht, daß sie ihn nicht liebte. Er ergriff demnach eine letzte Maßregel und kündigte Mimi an, daß sie sich

einen anderen Geliebten zu suchen habe. Sie lachte laut auf und trotzte. Als sie aber sah, daß Rudolph fest bei seinem Beschlusse blieb, und ihr mit großer Ruhe und Kaltblütigkeit entgegenkam, wenn sie nach einer Abwesenheit von zwei Tagen und Nächten heimkehrte, so wurde sie über diese ungewohnte Festigkeit doch unruhig. Zwei oder drei Tage hindurch war sie die Liebenswürdigkeit selbst. Ihr Geliebter begnügte sich indeß mit der Frage, ob sie bereits einen anderen Galan gefunden.

„Ich habe noch gar keinen gefunden," war ihre Antwort.

Indessen hatte sie bereits gesucht und sogar schon früher, als Rudolph ihr den Rath gab. Binnen vierzehn Tagen hatte sie zwei Versuche gemacht. Eine ihrer Freundinnen hatte sie unterstützt und zuerst die Bekanntschaft mit einem halberwachsenen Jünglinge vermittelt, welcher vor ihren Augen einen Horizont von indischen Cachemirs und einem Mobiliar von Palisanderholz glänzen ließ. Indeß war der Gymnasiast, vielleicht in der Algebra recht stark, nach Mimi's eigener Ansicht kein sehr großer Held in der Liebe, und da sich Mimi mit der Erziehung nicht gern abgab, so ließ sie ihren verliebten Novizen mit seinen Cachemirs, die noch auf den Auen Thibets weideten, und mit seinen Palisandermöbels, welche noch in den amerikanischen Urwäldern befindlich waren, im Stiche, und ersetzte ihn bald

durch einen bretagnischen Edelmann, in den sie sich schnell vernarrte. Sie hatte auch nicht lange Bitten nöthig, um zur Gräfin erhoben zu werden.

Rudolph hatte, ungeachtet aller Gegenvorstellungen von Seiten seiner bisherigen Geliebten, Wind bekommen, daß irgend eine Intrigue im Gange sei, und er ging deshalb eines Morgens, nachdem Mimi die Nacht vorher nicht nach Hause gekommen war, an den Ort, wo er sie vermuthete. Hier fand er Gelegenheit, sich zu überzeugen. Er sah, wie seine Geliebte mit den dunkel umrandeten Augen der Wollust am Arme ihres neuen Gebieters die Wohnung verließ, in welcher sie geadelt worden war. Ihr nunmehriger Geliebter schien freilich auf seine neue Eroberung weit weniger stolz zu sein, als es Paris, der schöne griechische Schäfer, auf die Entführung der Helena war.

Mimi schien sehr überrascht, als sie Rudolph erblickte. Sie ging auf ihn zu und Beide unterhielten sich fünf Minuten lang ganz ruhig mit einander. Dann trennten sie sich. Ihr Bruch war entschieden.

Rudolph kehrte nach Hause zurück und verbrachte den Tag damit, alle seiner Geliebten gehörigen Sachen zusammenzupacken. Mehrere seiner Freunde besuchten ihn; er erzählte das Geschehene. Jedermann wünschte ihm dazu, wie zu einem wichtigen Ereignisse, Glück.

„Wir werden Dir helfen,“ sagte Einer von ihnen, der am öftersten Zeuge von den Qualen gewesen war,

welche ihm Mimi bereitet hatte, „Dein Herz von einem so schlechten Geschöpfe zurückzuziehen; Du wirst bald völlig geheilt und wieder aufgelegt sein, mit einer anderen Mimi die grünen Wege von Aulnay oder Fontenay-aux-Roses zu wandeln.“

Rudolph betheuerte, daß es mit dem Kummer und der Verzweiflung von nun an für immer vorbei sein solle. Er ließ sich sogar mit auf den Bal Mabille schleppen, wo sein vernachlässigtes Aeußere den Redacteur der Echarpe d'Iris, welche letztere ihm den Zutritt zu diesem schönen Garten der Eleganz und des Vergnügens verschafft hatte, in gar trauriger Weise repräsentirte. — Dort traf er andere Freunde, mit welchen er zu trinken anfing. Er erzählte ihnen sein Unglück mit einem unerhörten Luxus von bizarrem Styl, und eine Stunde lang sprach er voll unnatürlichen Feuers.

„Ach!“ sagte Marcel, als er diesen Regen von Ironieen hörte, welcher von den Lippen seines Freundes strömte, — „Rudolph ist zu heiter, viel zu heiter!“

„Er ist reizend!“ antwortete ein junges Frauenzimmer, welchem Rudolph eben ein Bouquet überreicht hatte. „Und wiewohl sein Anzug etwas chiffonnirt ist, so würde ich es doch riskiren, mit ihm zu tanzen, wenn er mich dazu aufforderte.“

Rudolph hatte diese Bemerkung gehört, zwei Secunden später stand er vor ihr und hüllte seine Aufforderung in eine Unterhaltung, welche mit dem Moschus

und Benzoe einer Galanterie von 80 Grad Richelieu aromatisirt war. Die Dame wurde ganz verwirrt von dieser mit blendenden Epithetis und verschlungenen Phrasen geschmückten Sprache.

Die Aufforderung ward jedoch wirklich angenommen.

Rudolph war mit den ersten Elementen der Tanzkunst gänzlich unbekannt; indessen zauderte er nicht und improvisirte mit ungewöhnlicher Kühnheit einen Tanz, den er den „Pas der Seufzer und des Kummers“ nannte, und dessen Originalität einen unglaublichen Beifall erntete. Die dreitausend Gasbrenner zeigten, wie um ihn zu verspotten, vergebens ihre Flammenzunge, Rudolph fuhr fort und warf seiner Tänzerin unaufhörlich ganze Hände voll von gänzlich unerhörten Galanterieen in's Gesicht.

„Ach,“ sagte Marcel, „es ist kaum glaublich! Rudolph kommt mir vor, wie ein Betrunkener, der sich auf zerbrochenen Gläsern wälzt.“

„Indessen hat er doch ein prachtvolles Weib gekapert,“ sagte ein Anderer, als er sah, wie Rudolph mit seiner Tänzerin sich entfernte.

„Du nimmst ja nicht einmal Abschied von uns,“ rief ihm Marcel nach. Rudolph kam zum Künstler zurück und reichte ihm die Hand. Diese Hand war kalt und feucht, wie ein nasser Stein.

Rudolphs Gefährtin war eine kräftige Tochter der

Normandie — von reicher, üppiger Gestalt, deren angeborne Rusticität inmitten der Eleganz des Pariser Luxus und eines müssigen Lebens sich bald aristokratisirt hatte. Sie ließ sich Madame Seraphine nennen, und war jetzt die Geliebte eines gichtischen Pairs von Frankreich, von welchem sie monatlich funfzig Louisd'or erhielt. Diese theilte sie mit einem Comptoir-Junker, von welchem sie dafür nur — Stöße erhielt. — Rudolph hatte ihr Wohlgefallen erregt; sie hoffte, daß er ihr Nichts geben werde, und so nahm sie ihn mit nach Hause.

„Lucilie," befahl sie ihrer Zofe, „ich bin für Niemand zu Hause."

Nachdem sie fünf Minuten lang in ihrem Schlafzimmer verweilt, kam sie in einem anderen Kostüm zurück. Sie fand Rudolph unbeweglich und schweigend, denn seit seinem Eintritte hatte sich wider seinen Willen die tiefste, düsterste Traurigkeit seiner bemächtigt.

„Sie betrachten mich nicht — Du sprichst nicht einmal mit mir," sagte Seraphine erstaunt.

„Gut, ich will sie betrachten," dachte Rudolph, den Kopf erhebend, „aber allein als Kunstkritiker."

Und welches Schauspiel bot sich seinen Augen dar — wie Raoul in den „Hugenotten" sagt.

Seraphine war bewundernswürdig schön. Ihre herrlichen Formen, durch den Schnitt ihrer Kleidung auf das Vortheilhafteste hervorgehoben, blickten heraus-

fordernd unter dem halbdurchsichtigen Gewebe hervor. In Rudolphs Adern erwachte das glühendste Verlangen mit seinem ganzen fieberhaften Ungestüm. Ein heißer Nebel stieg ihm zum Gehirn. Er betrachtete Seraphinen mit ganz anderen Augen, als mit denen eines reinen Aesthetikers, und er ergriff die Hände des prachtvollen Geschöpfes.

Diese Hände schienen von dem reinsten Meißel griechischer Sculptur die Form erhalten zu haben; Rudolph fühlte sie in den seinigen zittern. Weniger und immer weniger Kunstkritiker, zog er Seraphinen, auf deren Gesicht schon die Morgenröthe der Wollust sich zeigte, an sich.

„Dies Geschöpf ist ein herrliches Instrument des Genusses, zur Liebe geschaffen — ich möchte gern einmal eine Arie mit ihr spielen,“ dachte Rudolph, als er das Herz der Schönen ganz deutlich einen Geschwindmarsch schlagen hörte.

In diesem Augenblicke ertönte ein heftiger Glockenzug an der Thür des Vorzimmers.

„Lucilie, Lucilie,“ rief Seraphine ihrem Kammermädchen zu, „öffne nicht, sage, ich sei noch nicht vom Balle zurück.“

Bei dem zweimal ausgesprochenen Namen Lucilie stand Rudolph auf.

„Ich will Sie in keiner Beziehung geniren, Madame,“ sagte er. „Uebrigens ist es auch Zeit, daß ich

mich entferne; es ist spät und ich wohne sehr weit von hier. — Schlafen Sie wohl."

„Wie, Sie gehen fort!" rief Seraphine, das Feuer ihrer Blicke verdoppelnd. „Warum? Warum wollen Sie weggehen — ich bin frei — bleiben Sie."

„Unmöglich," erwiderte Rudolph, „ich erwarte heute Abend einen Verwandten, der vom Feuerlande zurückkehrt und mich sicherlich enterben würde, wenn er mich nicht zu seinem Empfange bereit daheim fände. — Gute Nacht!"

Und er ging eilig davon. Die Dienerin leuchtete ihm, er warf zufällig einen Blick auf sie. Es war ein schwächlich gebautes Mädchen von kränklichem Aeußeren, deren todtenbleiches Gesicht in reizendem Gegensatz zu ihrem wellenförmigen, schwarzen Haar stand; ihre blauen Augen glichen halberloschenen Sternen.

„Schattenbild!" rief Rudolph, vor dem Mädchen, dessen Name und Gesicht seiner Geliebten anzugehören schienen, zurückweichend. „Zurück! Was willst Du von mir?"

Und in wilder Hast eilte er die Treppen hinunter.

„Der junge Mann muß wahnsinnig sein!" sagte die Zofe, als sie zu ihrer Herrin zurückkehrte.

„Sage lieber, daß er im höchsten Grade dumm und einfältig ist. — Wenn doch Leon, dieser Tropf, wenigstens so vernünftig wäre, jetzt zu kommen!"

Leon war der Junker, dessen Zärtlichkeit eine Karbatsche führte.

Rudolph lief nach seiner Wohnung zurück. Als er die Treppe hinaufstieg, fand er seinen rothen Kater, welcher die kläglichsten Liebesseufzer ausstieß. Schon zwei Nächte rief er seine ungetreue Schöne, aber vergebens, sie machte auf den Dächern der Nachbarschaft galante Promenaden.

„Armes Thier," sagte Rudolph, „auch Du bist hintergangen; Deine Mimi hat Streiche gemacht, wie die meinige, — wir wollen uns aber trösten — Weiberherzen und Katzenherzen sind Tiefen, welche die Männer und die Kater niemals ergründen werden."

Als er in sein Zimmer trat, war ihm zu Muthe, wie wenn ein Eismantel sich über seine Schultern breitete, obwohl es ungewöhnlich warm war. Es war der Frost der Einsamkeit, der grausigen Einsamkeit der Nacht, welche durch Nichts gestört wurde. Er zündete ein Licht an und warf einen Blick in der verlassenen Stube umher. Die Möbel zeigten ihre leeren Fächer, und von der Decke bis zum Boden war das kleine Zimmer von einer stillen Trauer erfüllt, so daß Rudolph in einer Wüste zu sein glaubte. Zufällig stieß sein Fuß an die Packete, welche Mimi's Habseligkeiten enthielten, und es durchzuckte ihn ein Strahl von Freude, als er sah, daß sie dieselben noch nicht abgeholt hatte, wie wenn sie ihm gesagt hätte, daß sie morgen kommen würde.

Er fühlte, daß ungeachtet seines kräftigsten Widerstandes die Stunde der Reaction herannahe, und es ahnte ihm wohl, daß eine qualvolle Nacht alle die bitteren Freuden verdrängen würde, welche er am Abend genossen zu haben glaubte. Indessen hoffte er, daß sein von der ungeheueren Aufregung ermatteter Körper vor dem Erwachen der so lange in sein Herz zurückgedrängten Pein einschlafen würde.

Als er an das Bett trat, die Vorhänge zurückzog, und sah, wie dies Lager seit zwei Tagen nicht berührt war, als er die beiden friedlich neben einander liegenden Kopfkissen erblickte, unter deren einem der Spitzenbesatz eines Nachthäubchens hervorsah, da fühlte er sein Herz von jenem unbeschreiblichen, unwiderstehlichen Schmerze beengt, der sich nicht Luft zu machen weiß. Er fiel vor dem Bette nieder, nahm seine Stirn zwischen die Hände und rief, mit einem schmerzlichen Blicke auf das verlassene Zimmer:

„O kleine Mimi, Du Freude meines Herzens! So ist es denn wahr, daß Du nicht mehr da bist, daß ich Dich nicht wiedersehen soll! Du kleiner brauner Kopf, der Du so lange an dieser Stelle geruht, kehrst Du nicht wieder zurück? Du launenhafte, süße Stimme, deren Schmeicheleien mich in das höchste Entzücken versetzten, deren Zorn mich ergötzte, soll ich Dich nicht wieder hören? Ihr kleinen, weißen Hände, mit den durchsichtigen blauen Adern, auf welche ich so oft meine

Lippen gesenkt, so habt ihr denn meine letzten Küsse empfangen!“

Und Rudolph drückte mit einer Art wahnsinniger Trunkenheit seinen Kopf in die noch von dem Parfüm seiner Freundin duftenden Kissen. Im Hintergrunde des Alkovens schien das Bild aller jener süßen Nächte heraufzusteigen, welche er mit seiner Geliebten verlebt. — In der Stille der Nacht glaubte er Mimi's heiteres Lachen klar und deutlich zu vernehmen, und er erinnerte sich an jene reizende, ansteckende Fröhlichkeit, mit welcher sie ihn so oft aller Verlegenheiten und alles Elendes ihrer rein vom Zufall abhängigen Existenz vergessen ließ. Während dieser langen, kummervollen Nacht durchlebte er die acht Monate seiner Verbindung mit Mimi nochmals, mit diesem Mädchen, welches ihn vielleicht nie geliebt hatte, deren erlogene Zärtlichkeit aber seinem Herzen die frühere Jugendlichkeit und Kraft zurückgegeben hatte.

Die Morgenröthe fand ihn, als er, von Ermattung überwältigt, die von den die Nacht hindurch vergossenen Thränen gerötheten Augen schloß. Solcher schmerzerfüllten qualvollen Nächte könnte wohl der Kälteste, der Skeptischste unter uns in seiner Vergangenheit mehr als eine finden.

Als am Morgen Rudolphs Freunde zu ihm kamen, erschraken sie bei seinem Anblicke, so furchtbar

waren die Spuren der Kummernacht, die sich seinen Zügen eingeprägt.

„Das wußte ich im Voraus," sagte Marcel; „seine gestrige Lustigkeit war das Zeichen eines zerrissenen Herzens. So kann es aber nicht bleiben."

Und auf ihre Veranlassung begann er, von zwei oder drei anderen Freunden unterstützt, eine Menge indiskreter Enthüllungen über Mimi vorzubringen, deren Worte gleich Dornen in Rudolphs Herz drangen. — Seine Freunde bewiesen ihm sonnenklar, daß ihn seine Geliebte zu allen Zeiten hintergangen habe, sowohl zu Hause, wie auswärts, — und daß dieses Geschöpf, so bleich wie der Engel der Phthisis, ein glänzender Schrein voll niedriger Gefühle und verdorbener Neigungen sei.

So wechselten sie Alle ab bei dem unternommenen Versuche, Rudolphs Gefühle zu dem Punkte zu bringen, wo die erbitterte Liebe in Verachtung sich verwandelt, — allein sie erreichten diesen Zweck nur zur Hälfte. — Die Verzweiflung des Dichters wurde zum Zorn, zur Wuth. — Erbittert fiel er über die Packete, welche er am Tage zuvor zusammengeschnürt, her, suchte alle Gegenstände, welche seine Geliebte besessen hatte, ehe sie mit ihm zusammengezogen war, heraus und verschloß Alles, was er ihr während seiner Verbindung mit ihr gegeben, d. h. den größten Theil, zumal alle Toilettengegenstände, an welchen Mimi mit allen Fibern ihrer in der letzten Zeit unersättlich gewordenen Kokketterie hing.

Am folgenden Tage kam sie, um ihre Sachen abzuholen. Rudolph war daheim, ohne Gesellschaft. — Er mußte sein ganzes Selbstgefühl zu Hilfe rufen, um sich seiner Geliebten nicht an den Hals zu werfen. Mit stummen Beleidigungen empfing er sie, und Mimi antwortete ihm mit jenen kalten, spitzigen Insulten, welche die schwächsten und furchtsamsten Naturen mit scharfen Krallen bewaffnet.

Rudolphs Wuth brach bei dem kalten Hohne, welchen ihm seine Geliebte mit unverschämter Stirn entgegensetzte, furchtbar und unmäßig aus; einen Augenblick glaubte die schreckensbleiche Mimi, nicht lebend aus seinen Händen zu kommen. — Auf ihr Angstgeschrei eilten einige Nachbarn herbei und rissen sie aus dem Zimmer.

Zwei Tage später kam eine von Mimi's sogenannten Freundinnen und fragte Rudolph, ob er die Sachen, welche er aufbewahrt habe, herausgeben wolle.

„Nein," war seine Antwort. Und er fing an, mit der Botin von seiner Geliebten zu plaudern. Er erfuhr, Mimi befinde sich in einer höchst unglücklichen Lage und habe jetzt nicht einmal eine Wohnung.

„Und ihr Geliebter, in den sie so vernarrt ist?"

„Der junge Mann hat gar nicht die Absicht, sie zu seiner Maitresse zu machen," antwortete Amelie, die fragliche Freundin. „Er hat schon längst eine Geliebte — und scheint sich wenig um Mimi zu bekümmern,

die sich bei mir aufhält und mich sehr in Verlegenheit setzt.“ —

„Sie mag sich einrichten, wie sie Lust hat,“ antwortete Rudolph, „sie wollte es ja so. Das geht mich gar Nichts an.“

Und er sagte Amelien eine Menge Galanterieen und erklärte, sie sei das schönste Mädchen auf der Welt.

Amelie theilte Mimi ihren Besuch bei Rudolph umständlich mit.

„Was sagt, was macht er?“ fragte Mimi. „Sprach er von mir?“

„Keineswegs, Sie sind bereits von ihm vergessen. Er hat sich eine neue Geliebte angeschafft und sie prächtig ausgestattet, denn er hat viel Geld bekommen und geht selbst wie ein Fürst einher. Es ist überhaupt ein liebenswürdiger junger Mensch, und hat mir eine Menge schöner Sachen gesagt.“

„Was das bedeuten soll, weiß ich schon,“ dachte Mimi. —

Amelie besuchte Rudolph alle Tage unter irgend einem Vorwande, und dieser legte es jedesmal darauf an, die Rede auf Mimi zu bringen.

„Sie ist sehr heiter,“ meinte Amelie, „und scheint sich über ihre Lage gar keinen Kummer zu machen. — Uebrigens versichert sie, daß sie zu Ihnen zurückgehen könnte, wenn sie nur wollte, — ohne Ihnen irgend eine

Annonce zu machen, einzig und allein, um Ihre Freunde zu ärgern.“

„Gut,“ sagte Rudolph, „sie mag kommen — wir werden ja sehen …“

Und er fing von Neuem an, Amelien den Hof zu machen — und diese hinterbrachte Mimi Alles, und versicherte, Rudolph sei sterblich verliebt in sie.

„Schon hat er mir Hände und Hals geküßt; — sehen Sie, er ist noch ganz roth. Morgen gehe ich mit ihm zum Ball.“

„Liebe Freundin,“ antwortete Mimi gereizt, „ich sehe, was Sie beabsichtigen; Sie wollen mich glauben machen, daß Rudolph in Sie verliebt ist und daß er nicht mehr an mich denkt. — Indeß werfen Sie Ihre Zeit vergeblich weg, sowohl bei ihm, als bei mir.“

Rudolph spielte in der That nur deshalb den Liebenswürdigen gegen Amelien, um sie öfter bei sich zu sehen und Gelegenheit zu haben, mit ihr von seiner Geliebten zu reden; aber mit einem Machiavellismus, der vielleicht seinen besonderen Zweck hatte, gab sich Amelie, als sie bemerkte, daß Rudolph Mimi immer noch liebe, und daß diese nicht abgeneigt sei, wieder zu ihm zurückzukehren, die größte Mühe, durch sinnreich erdachte Mittel jede Annäherung zwischen Beiden zu verhindern.

An dem Tage, wo sie mit Rudolph zum Balle gehen sollte, stattete sie diesem früh Morgens einen Besuch ab und fragte, ob es bei der Verabredung bliebe.

„Ja," war die Antwort, „ich will die Gelegenheit nicht verfehlen, der Cavalier der schönsten Dame unseres Zeitalters zu sein."

Amelie nahm die kokette Miene an, welche sie am Abende ihres ersten und letzten Debuts auf einer kleinen Bühne der Vorstadt in einer Soubrettenrolle gezeigt hatte, und versprach, sich für den Abend bereit zu halten.

„Sagen Sie doch Mimi, daß ich, wenn sie ihrem Liebhaber meinetwegen einmal untreu zu werden und eine Nacht bei mir zuzubringen Lust hätte, ihr alle ihre Sachen zurückgeben wollte."

Amelie richtete Rudolphs Bestellung aus, gab aber seinen Worten einen ganz anderen Sinn, als den, welchen sie darin errathen hatte.

„Ihr Rudolph ist ein unedler Charakter," sagte sie; „sein Vorschlag ist eine Infamie. Er will Sie zum Range der feilsten Dirnen erniedrigen — und wenn Sie zu ihm gehen, so wird er Ihnen nicht allein Ihre Sachen nicht zurückliefern, sondern er wird Sie auch dem Spott und Hohngelächter seiner Freunde Preis geben. Es ist eine Verschwörung gegen Sie."

„Ich werde nicht zu ihm gehen," sagte Mimi, und als sie Amelien bei der Toilette beschäftigt sah, warf sie die Frage hin, ob sie zum Balle ginge, was Jene bejahete. —

„Mit Rudolph?"

„Ja; er will mich zwanzig Schritte vom Hause erwarten.“

„Viel Vergnügen!“

Als die Stunde des Rendezvous nahete, eilte Mimi zu Ameliens Liebhaber und benachrichtigte ihn, daß seine Geliebte im Begriff sei, einen kleinen Verrath mit ihrem — Mimi's — alten Liebhaber zu begehen. — Der Herr, eifersüchtig wie ein Tiger und roh wie ein Eichenstock, eilte zu Amelien und kündigte ihr an, er wünsche, daß sie den Abend mit ihm verbringe.

Abends acht Uhr ging Mimi an den Ort, wo Rudolph Amelien treffen sollte — sie fand ihn in der Stellung eines Wartenden und ging zweimal an ihm vorüber, ohne eine Anrede zu wagen. Rudolph war an diesem Abende sehr gewählt gekleidet, und die heftigen Gemüthserschütterungen der letzten acht Tage hatten seinem von Natur edlen Gesichte den Charakter einer besonderen Hoheit eingeprägt. — Mimi fühlte sich sonderbar bewegt. Endlich entschloß sie sich, ihn anzureden. — Rudolph hörte sie ohne Zorn, ohne Unwillen an, erkundigte sich nach ihrer Gesundheit, — dann nach der Veranlassung, welche sie zu ihm führte — mit sanfter Stimme, in welcher der Accent einer leisen, versteckten Zärtlichkeit nicht zu verkennen war.

„Ich habe Ihnen eine unangenehme Nachricht zu überbringen; Amelie kann nicht mit Ihnen zum Ball gehen, ihr Geliebter hält sie zurück.“

„Dann werde ich ganz allein auf den Ball gehen.“

Bei diesen Worten stellte sich Mimi, wie wenn sie strauchelte, und stützte sich auf Rudolphs Schulter. Er nahm ihren Arm und erbot sich, sie nach Hause zu begleiten.

„Nein,“ erwiderte sie lebhaft, „ich wohne bei Amelien, und da deren Geliebter bei ihr ist, so kann ich nicht früher zurückkehren, als wenn dieser sich entfernt hat.“ —

„Nun denn,“ sagte der Dichter nach einer kleinen Pause; „ich habe Ihnen einen Vorschlag machen lassen, hat Amelie Ihnen davon gesagt?“

„Allerdings, aber in Ausdrücken, denen ich, selbst nach dem zwischen uns Vorgefallenen, keinen Glauben beimessen kann. — Nein, Rudolph, nie habe ich geglaubt, daß Sie, ungeachtet alles Dessen, was Sie mir vorzuwerfen haben könnten, mir so wenig Zartgefühl zutrauen würden, einen solchen Handel einzugehen.“

„Entweder haben Sie mich nicht recht verstanden, Mimi, oder Sie sind durch die Botin getäuscht worden. — Was gesagt ist, ist gesagt; es ist neun Uhr; Sie haben noch drei Stunden Zeit zur Ueberlegung. — Bis zwölf Uhr werde ich den Schlüssel zu meiner Stube stecken lassen. — Leben Sie wohl, oder auf Wiedersehen.“

„Adieu denn,“ sagte Mimi mit zitternder Stimme.

Und sie verließen sich ... Rudolph ging nach Hause

und warf sich angekleidet auf das Bett. Um halb zwölf Uhr trat Mimi in's Zimmer.

„Ich komme, um Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen; Ameliens Liebhaber ist noch immer da, deswegen konnte ich nicht nach Hause gehen.“

Sie plauderten bis drei Uhr Morgens, — eine Unterhaltung voller Erklärungen, in welcher von Zeit zu Zeit das vertrauliche „Du“ das offizielle „Sie“ ersetzte. —

Um vier Uhr erlosch das Licht. Rudolph wollte ein neues anzünden.

„Nein,“ sagte Mimi, „das verlohnt nicht der Mühe; es ist nun Zeit zu schlafen.“

Und fünf Minuten darauf hatte der niedliche braune Kopf seinen Platz auf dem Kissen wieder eingenommen, und mit einer zärtlich kosenden Stimme rief sie Rudolphs Lippen auf ihre kleinen Hände mit den blauen Adern herab, deren perlmutterglänzendes Weiß mit dem Schnee des Betttuches wetteiferte. — Rudolph zündete die Kerze nicht wieder an.

Am anderen Morgen stand Rudolph zuerst auf und zeigte Mimi mehrere Packete, indem er leise sagte:

„Das gehört Ihnen — Sie können es mitnehmen — ich halte Wort.“

„Ach,“ sagte Mimi, „ich bin sehr angegriffen und kann alle diese großen Packete nicht auf einmal wegschleppen.“

Und nachdem sie sich angekleidet hatte, nahm sie nur eine Halskrause und ein Paar Manschetten.

„Das Uebrige will ich nach und nach holen," setzte sie lächelnd hinzu.

„Nimm Alles oder nimm gar Nichts," rief Rudolph, „daß es ein Ende nimmt."

„Oder daß es im Gegentheil wieder anfängt und überhaupt fortdauert," antwortete Mimi, Rudolph zärtlich umarmend.

Nach einem gemeinschaftlichen Frühstücke verließen sie Rudolphs Wohnung, um eine Landpartie zu machen. — Indem sie den Luxembourggarten durchschritten, bemerkte Rudolph einen der berühmtesten Dichter der Neuzeit, welcher ihn stets mit der ausgezeichnetsten Güte und großem Wohlwollen aufgenommen hatte. — Aus Anstandsrücksichten that Rudolph, als wenn er ihn nicht bemerke. Dazu ließ ihm aber der Dichter keine Zeit; er machte vielmehr beim Näherkommen eine freundschaftliche Geberde und begrüßte seine junge Gefährtin mit einem anmuthigen Lächeln.

„Wer war der Herr?" fragte Mimi.

Rudolph nannte ihr einen Namen, welcher die Röthe des freudigsten Stolzes auf ihr Antlitz zauberte.

„O, dies Zusammentreffen mit dem Dichter, der die Liebe so herrlich besungen, ist ein gutes Omen und wird unserer Versöhnung Segen bringen. Ich liebe Dich innig!" rief Mimi, die Hand ihres Rudolph

drückend, obgleich sie von Spaziergängern rings umgeben waren.

„Ach,“ dachte Rudolph, „was ist wohl besser, stets getäuscht zu werden und zu glauben, oder nie zu glauben, aus Furcht, stets hintergangen zu werden?“ —

XIV.

Donec gratut ......

Wir haben bereits früher erzählt, auf welche Weise Marcel, der Maler, Fräulein Musette kennen lernte. — Eines Morgens durch den Priester der Laune, — der zugleich Maire des 13. Arrondissements ist, vereint, hatten sie, wie es so oft zu gehen pflegt, geglaubt, sich ohne Concurrenz ihrer Herzen zu verbinden. Aber als sie eines Abends nach einer heftigen Zänkerei sich augenblicklich zu trennen beschlossen hatten, bemerkten sie, daß ihre Hände, die sie sich zum Lebewohl gereicht, sich nicht wieder loslassen wollten. Ihre Neigung war, fast ganz ohne ihr Wissen, zu Liebe geworden. Dies gestanden sie sich Beide, halblachend.

„Das ist schlimm, was uns da widerfährt,“ sagte Marcel. „Was Teufel haben wir denn gemacht?“

„Wir sind zu ungeschickt, zu unvorsichtig gewesen,“ meinte Musette.

„Was habt Ihr denn vor?“ fragte Rudolph, in das Zimmer tretend. — Seit kurzer Zeit war er Marcels Nachbar.

„Die Dame da und ich, wir haben eben eine niedliche Entdeckung gemacht. — Wir sind verliebt in einander. — Das muß uns im Schlafe gekommen sein.“

„Oh! Oh! im Schlafe, das glaube ich nimmer,“ lachte Rudolph. „Wohl im Wachen. — Wo ist denn aber der Beweis dafür, daß Ihr Euch liebt? Ihr übertreibt vielleicht die Gefahr!“

„Nun, wir können uns nicht ausstehen,“ erwiderte Marcel.

„Und können doch auch nicht von einander lassen,“ setzte Musette hinzu.

„Dann freilich, meine Kinder, ist die Sache klar. Ihr habt ein recht feines Spiel spielen wollen, und habt dabei alle Beide verloren. Das ist eine zweite Auflage meiner Geschichte mit Mimi. Nach diesem Systeme verewigt man die Ehen. Verbindet ein Ja mit einem Nein, so bekommt Ihr einen Haushalt à la Philemon und Baucis. Euer Hauswesen scheint ein Seitenstück zu dem meinigen werden zu wollen, und wenn nun noch Schaunard und Phemie in das Haus ziehen, wie sie uns bereits gedrohet haben, so werden wir ein recht angenehmes Zusammenleben haben.“

In diesem Augenblicke trat Gustav Colline ein.

Man benachrichtigte ihn von dem, was Musette und Marcel so eben widerfahren war.

„Nun, Philosoph,“ fragte der Letztere, „was denkst Du von der Sache?“

Colline kratzte das Haar des Hutes, der ihm als „Dach“ diente, und brummte:

„Pa pa! Das habe ich vorausgesehen. — Die Liebe ist ein Hasardspiel. — Wen's juckt, der kratze sich. — Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“

Als Rudolph zu Mimi zurückkam, sagte er: „Ich bringe eine Neuigkeit mit. Musette ist in Marcel sterblich verliebt, und ich will ihn nicht verlassen.“

„Das arme Mädchen!“ seufzte Mimi. „Sie hat einen so gesunden Appetit.“

„Und Marcel kann sich gleichfalls nicht von ihr trennen. Seine Liebe zu ihr ist sechsunddreißigkarätig, wie Colline, dieser Intriguant, sagen würde.“

„Der arme Mann! Er ist eifersüchtig!“

„Du hast Recht, Marcel und ich, wir sind Beide Othello's Schüler.“

Einige Zeit später vereinigte auch Schaunard, der große Musiker, nebst Phemie, der Färberin, ihr Hauswesen mit dem von Rudolph und Marcel. Von diesem Tage an schliefen alle Hausgenossen auf einem Vulkane, kündigten deswegen auch am Trinitatistage dem Hausherrn ihre Miethe auf.

Es vergingen in der That wenige Tage, an welchen nicht in irgend-einer der drei Haushaltungen ein Gewitter losgebrochen wäre. Bald war es bei Rudolph und Mimi, welche, zu sprechen unfähig, ihre gegenseitige Meinung mit Hilfe von Wurfgeschossen sich zu erklären suchten, wie sie ihnen gerade in die Hände fielen. Am meisten gewitterte es aber bei Schaunard, welcher der melancholischen Phemie mit dem Ende eines Rohrstockes einige Bemerkungen machte. Marcel und Musette hielten ihre Sitzungen in's Geheim; sie waren wenigstens so vorsichtig, Fenster und Thüren fest zu verschließen, sobald die Debatten eröffnet waren.

Wenn in den Haushaltungen einmal Frieden herrschte, so waren die übrigen Bewohner des Stockwerkes gleichwohl Opfer ihrer vorübergehenden Eintracht. Die Plauderhaftigkeit der Wände verrieth ihnen alle Geheimnisse der verbündeten Zigeunerfamilien, und weihete sie wider Willen in alle ihre Mysterien ein. Auch zogen mehrere der Nachbarn das Getöse des casus belli dem Geräusch der Ratificationen des Friedenstractates vor.

Diese Existenz, welche sechs Monate hindurch anhielt, war auch wirklich eine ganz eigenthümliche. Ohne Uebertreibung herrschte in dem Verein die offenste, reinste Brüderlichkeit, Alles gehörte Allen und wurde getheilt, Mißgeschick sowohl als Glück.

Es kamen in diesen sechs Monaten Tage des

Glanzes vor, an welchen keiner von unsern Freunden ohne die feinsten Handschuhe die Straßen betrat und an welchen vom Morgen bis zum Abend getafelt wurde. — Es kamen andere Tage, an welchen sie fast ohne Stiefel auf den Hof gegangen wären, und an denen sie, nachdem sie gemeinschaftlich Nichts gefrühstückt hatten, auch nicht zusammen dinirten oder mittelst ökonomischer Combinationen dahin gelangten, eine jener Mahlzeiten zu halten, während die Schüssel und Teller „Ruhetag hielten," wie Mimi zu sagen pflegte.

Wunderbar aber war es, daß bei diesem engen Zusammenleben, zu welchem doch drei junge, hübsche Frauen gehörten, niemals auch nur die geringste Spur Uneinigkeit zwischen den Männern sich zeigte. Zwar beugten sie sich oft vor den flüchtigen Launen ihrer Geliebten, allein nicht Einer hätte auch nur einen Augenblick zwischen dem Freunde und der Geliebten geschwankt.

Die Liebe entsteht überall durch eine Selbstentwickelung; sie ist eine Improvisation. Die Freundschaft dagegen muß gewissermaßen gegründet werden; sie ist ein Gefühl, welches mit Bedacht vorwärts schreitet. Die Freundschaft ist der Egoismus des Geistes, die Liebe dagegen der Egoismus des Herzens.

Die vier Zigeuner kannten sich nun seit sechs Jahren. Dieser lange Zeitraum war unter täglichem Zusammensein vergangen, und hatte, ohne die deutlich

hervortretende Individualität ihres Charakters zu verändern, eine merkwürdige Uebereinstimmung ihrer Denkungsweise hervorgebracht. Sie hatten ihre eigenthümlichen Sitten, eine besondere Sprache, welche Uneingeweiheten nicht verständlich war. Wer die Freunde nicht genauer kannte, nannte ihr freies Betragen Cynismus, und doch war es nur ein Lossagen von manchen Trivialitäten der gewöhnlichen socialen Formen, ein entschiedenes, offenes Gehenlassen der besonderen Charakter-Eigenthümlichkeit. Abgesagte Feinde jedes Zwanges, theilten sie den Haß gegen alles Falsche, Unwahre, Erlogene, die Verachtung gegen alles Gemeine, Niedrige. Auf die Beschuldigung einer übertriebenen Selbstgefälligkeit und eines ausgelassenen Eigendünkels antworteten sie stolz mit der offenen Darlegung des Programmes ihres Ehrgeizes und im Bewußtsein ihres Werthes blieben sie fern von jedem Mißbrauche mit sich selbst.

So oft sie auch in dem langen Zeitraume ihres gemeinsamen Strebens sich in die Nothwendigkeit versetzt sahen, mit einander zu rivalisiren, so hatten sie doch nie die Freundeshand fahren lassen und waren, ohne darauf Achtung zu haben, an den gefährlichen Klippen der Eigenliebe und des Egoismus vorbeigegangen, so oft Andere derartige Regungen in ihnen zu erwecken gesucht hatten, um sie von einander zu trennen. Sie schätzten sich gegenseitig nach ihrem wahren Werthe,

und ein edler Stolz — das kräftigste Gegengift gegen den Neid — bewahrte sie vor aller kleinlichen Eifersucht. —

Indessen brach unter den drei verbündeten Haushaltungen eine Epidemie der Zwietracht aus.

Schaunard eröffnete den Reigen. Eines Tages bemerkte er, daß das eine Knie Phemie's, der Färberin, regelrechter gebaut sei, als das andere, und, da er in Beziehung auf Plastik dem strengsten Purismus huldigte, so verabschiedete er seine bisherige Geliebte, und schenkte ihr als Andenken den Rohrstock, mit welchem er ihr so oft Bemerkungen gemacht hatte. Dann verließ er seine bisherige Wohnung, und zog zu einem nahen Verwandten, welcher ihm ein Quartier gratis anbot.

Vierzehn Tage später verließ auch Mimi ihren Rudolph, um in den Carossen des jungen Vicomte Paul, des frühern Schülers von Carolus Barbemuche, zu fahren, welcher ihr die herrlichsten Kleider versprochen hatte.

Nach Mimi suchte auch Musette das Weite und trat mit großem Aufsehen wiederum in die Aristokratie der galanten Welt ein, der sie Marcel's wegen entsagt hatte. Ihre Trennung fand ohne Zank und Streit, ohne vorausgegangene Ueberlegung statt. Aus einer zu Liebe gewordenen Laune entstanden, wurde diese Verbindung durch eine andere Laune zerrissen.

Musette hatte auf einem Maskenballe im Opernhause, den sie mit Marcel besuchte, in einem Contretanz als Gegenüber einen jungen Mann, von welchem ihr früher einmal stark der Hof gemacht worden war. Sie erkannten sich und wechselten noch während des Tanzes einige Worte. Indem Musette über ihr gegenwärtiges Leben sprach, ließ sie, vielleicht wider Willen, ein Wort des Bedauerns über die Reize ihrer früheren Existenz fallen. Am Ende der Quadrille ergriff sie, anstatt die Hand Marcels, ihres Cavaliers, zu nehmen, aus Irrthum die ihres Tänzers von vorhin, der sie auch sogleich fortriß und im Gewühle mit ihr verschwand.

Marcel suchte sie in ziemlicher Unruhe. Nach einer Stunde sah er sie am Arme des jungen Mannes aus dem Kaffeehause der Opéra heraustreten, wie sie ein Liedchen trällerte. Als sie Marcel bemerkte, der mit gekreuzten Armen in einer Ecke stand, so winkte sie ihm Abschied zu und sagte: „Ich komme wieder.“

„Das heißt: Du brauchst nicht auf mich zu warten,“ übersetzte Marcel. Er war wohl eifersüchtig, aber ein logischer Denker, und kannte Musette; auch erwartete er sie nicht, sondern kehrte nach Hause zurück, zwar mit schwerem Herzen, aber mit leichtem Magen. In einem Schranke suchte er nach einigen Speiseresten, und fand endlich ein Stück granithartes Brot und das Skelett eines Pöcklings.

„Ich konnte freilich keine Trüffeln bieten,“ dachte er. — Und nachdem er unter dem Vorwande, sich zu schnauben, einen Zipfel seines Taschentuches an die Augen gebracht hatte, legte er sich nieder.

Zwei Tage später erwachte Musette in einem rosenfarbigen Boudoir. Ein blaues Coupé wartete vor ihrer Thür, und alle Feeen der Mode, von ihr in Requisition gesetzt, legten ihre Wunder zu ihren Füßen. Musette war entzückend schön, und ihre Jugendlichkeit schien sich in dem Rahmen der Eleganz noch mehr zu verjüngen. Sie fing ihr altes Leben vom Neuem an und gelangte bald wieder zu ihrer früheren Berühmtheit. Ueberall ward von ihr gesprochen, in den Seitengemächern der Börse wie in den parlamentarischen Trinkstübchen. Ihr neuer Galan, Herr Alexis, war ein sehr schöner junger Mann. Er beklagte sich oft gegen Musette, daß sie etwas leicht und unbekümmert sei, wenn er von seiner Liebe zu ihr spräche, dann sah sie ihn lächelnd an, klopfte ihn mit dem Finger schelmisch auf die Wangen und sagte:

„Sechs Monate hindurch, mein Lieber, lebte ich mit einem jungen Manne, welcher mich mit Salat und Suppe ohne Butter fütterte, mich in Kattun kleidete und mich viel in's Odeon führte, da er nicht reich war. Da die Liebe Nichts kostet und ich in das Ungethüm stark verliebt war, so haben wir eine beträchtliche Menge

Liebe verbraucht. Es blieben mir nur noch Brosamen. Sammeln Sie dieselben, ich hindere Sie nicht daran. Uebrigens habe ich Sie in keiner Beziehung hintergangen, ich habe offenes Spiel gegen Sie, und wenn die Bänder nicht so theuer wären, so lebte ich noch mit meinem Maler zusammen. Was mein Herz anbetrifft, so höre ich, seitdem ich ein Corset für 24 Francs trage, nicht mehr viel Lärm von ihm, und ich fürchte beinahe, es bei Marcel in irgend einem Kasten vergessen zu haben.“ —

Das Verschwinden der drei Haushaltungen veranlaßte in dem Hause, in welchem sie weilten, ein Dankfest; der Hauseigenthümer gab nämlich ein großes Diner und die Bewohner illuminirten ihre Fenster. —

Rudolph und Marcel hatten eine gemeinschaftliche Wohnung bezogen; Beide hatten sich ein Idol gebildet, dessen Namen sie selbst nicht recht wußten. Zuweilen kam es, daß der Eine von Musette, der Andere von Mimi sprach; dann hatten sie Stoff genug für den Abend. Sie erinnerten sich an ihr früheres Leben und an die Lieder Musette's, und an die Lieder Mimi's, und an die durchscherzten Nächte, und an die durchschlafenen Vormittage und an die geträumten Mittagsmahle. Beide ließen in diesen Duetts von Erinnerungen das Andenken an jene glücklichen Stunden wiederklingen, und schlossen gewöhnlich damit, sich

einzugestehen, daß sie im Ganzen sich doch glücklich schätzten, beisammen zu sein, und die Füße gegen das des kalten Decemberfrostes spottende Kamin mit den prasselnden Holzscheiten gestützt, ihre Pfeife rauchend, sich gegenseitig zu haben, um sich ganz laut erzählen zu können, was sie sich ganz leise sagten, wenn Jeder allein war: daß sie die verschwundenen Wesen sehr geliebt hatten, diese Mädchen, mit denen auch ein Stück ihrer Jugend entschwunden war; daß sie dieselben noch immer liebten. — Dann schloß Marcel mit den Worten: „Ach, auch diese Erinnerungen werden verdorren!“ — „Ja, aber dazu gehört lange, lange Zeit.“ —

Eines Abends ging Marcel über den Boulevard, und bemerkte, wie einige Schritte vor ihm eine junge Dame aus einem Wagen stieg, und dabei einen weißen Strumpf von ganz besonderer Reinheit der Form sehen ließ; sogar der Kutscher verschlang das reizende Trinkgeld mit den Augen.

„Das ist ja eine prachtvolle Wade, ich möchte der Dame wohl meinen Arm anbieten,“ sagte Marcel für sich; „wie fange ich es nur an? ... Halt, jetzt habe ich's ... Das ist neu, es wird gehen.“

„Verzeihung, meine Dame,“ sagte er dann, sich der inzwischen vorwärts schreitenden Unbekannten, deren Gesicht er bis jetzt noch nicht gesehen hatte, nä-

hernd, „haben Sie nicht vielleicht zufällig mein Taschentuch gefunden?“

„Ja wohl, mein Herr,“ antwortete die junge Frau, „hier ist es.“ Und mit diesen Worten reichte sie ihm das Taschentuch, welches sie in der Hand hielt, hin.

Der Künstler stürzte in einen „Abgrund des Erstaunens.“

Aber plötzlich brachte ihn ein lautes Lachen, welches ihm gerade in's Gesicht erschallte, wieder zu sich. An diesem fröhlichen Geschmetter erkannte er seine alte Liebe wieder.

Es war wirklich Musette.

„Aha!“ rief sie, „Herr Marcel, auf der Jagd nach gelanten Abenteuern! Wie gefällt Dir dieses, he? — Heiter genug ist es.“

„Ich finde es ganz erträglich.“

„Wie kommst Du so spät in diesen Stadttheil?“

„Ich will diese Kunstanstalt besuchen,“ entgegnete der Künstler, auf ein kleines Theater zeigend, wo er freien Eintritt hatte.

„Aus Liebe zur Kunst?“

„Nein, aus Liebe zu einer Künstlerin!“

„Wer ist diese Künstlerin?“ fuhr Musette mit fragenden Blicken fort.

Marcel blieb bei seinem schlechten Witze. — „Eine Chimäre, die ich verfolge und welche die naiven Rollen in diesen geweiheten Hallen spielt.“

„Sie sind heute sehr geistreich.“

„Und Sie sehr neugierig.“

„Sprechen Sie doch ein wenig leiser, Jedermann hört uns und glaubt, wir wären zwei Verliebte, die sich Vorwürfe machen.“

„Es wäre nicht das erste Mal, daß uns dies widerführe,“ warf Marcel leicht hin.

Musette sah in dieser Bemerkung eine Profanation, sie erwiderte rasch: „Und vielleicht ist es auch nicht das letzte Mal, he!“

Das Wort war klar; es pfiff gleich einer Büchsenkugel an Marcels Ohr vorbei. — „Ihr glänzenden Lichter des Himmels,“ rief er, zu den Sternen aufschauend, „Ihr seid Zeugen, daß ich den ersten Schuß nicht gethan. — Rasch meinen Panzer!“

Von diesem Augenblicke an war das Feuer eröffnet. Es handelte sich nur darum, einen passenden Vereinigungspunkt für diese beiden Phantasieen zu finden, welche so lebhaft erwacht waren.

Im Gehen sah Musette Marcel an, — Marcel sah Musette an. Sie sprachen nicht, aber die Augen, die Bevollmächtigten des Herzens, trafen sich oft, sagten sich viel.

Nach einer viertelstündigen diplomatischen Conferenz hatte dieser Congreß von Blicken die Sache stillschweigend in Ordnung gebracht. Nur die Ratification des Vertrages blieb noch übrig.

Das unterbrochne Gespräch begann von Neuem.

„Sag mir offen,“ fragte Musette, „wo wolltest Du so eben hin?“

„Ich habe es Dir bereits gesagt.“

„Ist sie hübsch?“

„Ihren Mund umschweben die Grazien.“

„Ein alter Witz.“

„Nun sag' aber, woher kamest Du auf den Flügeln jener Citadine?“

„Ich hatte Alexis auf den Eisenbahnhof begleitet; er will seine Familie besuchen.“

„Was ist dieser Alexis für ein Mann?“

Nun entwarf Musette ein entzückendes Bild von ihrem neuen Geliebten. — Auf offnem Boulevard setzten Beide das Spiel ihrer Erinnerungen fort; mit jener wechselnd zärtlichen und neckischen Naivetät wiederholten sie jene unsterbliche Ode Strophe für Strophe, in welcher Horaz und Lydia mit so viel Anmuth die Reize ihrer neuen Geliebten rühmen und zuletzt eine Nachschrift an ihre früheren Geliebten hinzufügen. — Als sie um eine Ecke bogen, begegnete ihnen plötzlich eine starke Patrouille.

Musette „organisirte“ rasch eine kleine Attitude des Schreckens, und sich an Rudolphs Arm klammernd, sagte sie:

„Ach, mein Gott, sieh nur, da kommen Truppen

an, es muß irgend eine Revolte ausgebrochen sein. Wir wollen davon eilen, ich habe große Angst. Führe mich zurück!“

„Wo sollen wir aber hin?“ fragte Marcel.

„Zu mir, Du sollst sehen, wie hübsch es bei mir ist. Ich lade Dich zum Souper ein, — wir wollen über Politik reden.“

„Nein,“ sagte Marcel, der an Herrn Alexis dachte; „ich gehe nicht mit zu Dir, ohngeachtet Deiner Einladung zum Abendbrot. — Ich liebe es nicht, meinen Wein aus fremden Gläsern zu trinken.“

Musette hatte auf diese abschlägige Antwort keine Erwiderung. Durch den Nebel ihrer Erinnerungen kam ihr das ärmliche Stübchen des armen Künstlers in den Sinn; denn Marcel war inzwischen kein Millionair geworden! Da fiel ihr Etwas ein, und die Ankunft einer zweiten Truppenabtheilung benutzend, fingirte sie ein neues Erschrecken.

„Es wird zum Kampfe kommen,“ rief sie; „ich wage es nicht, nach Hause zurückzukehren. Marcel, lieber Freund, führe mich zu einer meiner Freundinnen, welche in Deiner Straße wohnen soll.“

Als sie über den Pont-Neuf gingen, lachte Musette plötzlich hell auf.

„Was hast Du?“ fragte Marcel.

„Ach, Nichts! Ich denke nur so eben daran,

daß meine Freundin ausgezogen ist; sie wohnt jetzt in den Batignolles!“ — — —

Als Rudolph Marcel und Musette in das Zimmer treten sah, war er Nichts weniger als erstaunt.

„Wenn doch die Liebe schlecht begraben wird“ — sagte er, „so wird es immer so bleiben!“ — —

XV.

Der Durchgang der Juden durch das rothe Meer.

Seit fünf bis sechs Jahren arbeitete Marcel an dem viel besprochenen Gemälde, welches seiner Versicherung nach den „Durchgang der Juden durch das rothe Meer“ vorstellen sollte, und seit fünf bis sechs Jahren wurde dies vielfarbige Meisterwerk von der Jury hartnäckig von der Ausstellung zurückgewiesen. In Folge der wiederholten Transporte vom Atelier des Künstlers zum Museum und vom Museum zum Atelier, kannte das Gemälde den Weg so genau, daß es, wenn man es auf Rollen gestellt hätte, den Weg zum Louvre sicherlich allein hätte finden können. Marcel hatte es zehnmal umgearbeitet und schrieb den Ostracismus, welcher es alljährlich von der Aufnahme in den Salon-Carré zurückwies, einer persönlichen Feindseligkeit zu, und deshalb hatte er in den Augenblicken seines erhabe-

nen Zornes zur Ehre des Cerberus des Instituts ein kleines Wörterbuch von Injurien, mit Illustrationen voll der boshaftesten Witze und Anspielungen componirt. Diese Sammlung war bald berühmt geworden und hatte in den Ateliers und in der Schule der „schönen Künste" jenen populairen Erfolg gehabt, welcher dem unsterblichen Klageliede des Jean Bélin, ordentlichen Hofmalers des Großsultans der Türken, dereinst zu Theil ward; — nämlich alle Malerzöglinge in Paris hatten ein Exemplar davon in ihrem Gedächtnisse.

Lange Zeit hindurch hatte sich Marcel durch die beharrliche Zurückweisung seines Gemäldes bei jeder Ausstellung nicht abschrecken lassen. Er hatte es sich einmal eingebildet, daß es das erwartete Seitenstück zu der „Hochzeit zu Canaan", im verkleinerten Maaßstabe sei, ein Pendant zu jenem gigantischen Meisterwerke, dessen glänzende Schönheit der Staub dreier Jahrhunderte zu verdunkeln nicht im Stande war.

So unterwarf Marcel sein Gemälde alljährlich vor Eröffnung des Salons der Untersuchung der Jury; um aber die Examinatoren irre zu führen, und sie in ihrem anscheinenden Vorurtheile gegen den „Durchgang durch das rothe Meer" zu täuschen, modificirte er, ohne die Composition im Allgemeinen zu verändern, einige Details und wechselte mit dem Titel seines Gemäldes.

So kam dies Letztere einmal als „Uebergang Cä-

sars über den Rubicon“ vor die Jury; — allein der unter Cäsars Mantel schlecht versteckte Pharao ward erkannt und mit allen ihm gebührenden Ehrenbezeigungen zurückgeschickt.

Im folgenden Jahre warf Marcel eine Lage Weiß auf die Leinwand, welche Schnee vorstellen sollte, pflanzte eine Fichte in eine Ecke, uniformirte einen egyptischen Krieger als Grenadier der kaiserlichen Garde, und taufte sein Gemälde: „Der Uebergang über die Berezina“.

Die Jury hatte gerade an dem Tage der Einsendung des Gemäldes ihre Brillen an dem Aufschlage ihres Gewandes geputzt und ließ sich durch diese neue List keineswegs täuschen. Sie erkannte das hartnäckige Gemälde vollkommen, besonders an einem großen, vielfarbigen Pferde, welches vor einer Welle des rothen Meeres überzuschlagen drohete. Dieses Pferd diente Marcel zu allen über das Colorit angestellten Experimenten, und er nannte es im vertraulichen Gespräche seine „synoptische Tafel der feinen Farbentöne“, da er mit dem Spiele von Schatten und Licht die verschiedenartigsten Farbencombinationen hervorzubringen wußte. — Aber für dies Detail einmal unempfindlich, hatte die Jury dies Mal nicht genug schwarze Kugeln, um den „Uebergang über die Berezina“ gehörig zurückzuweisen.

„Sehr gut,“ sagte Marcel, „das hatte ich erwar-

ter. — Das nächste Jahr schicke ich es ihnen unter dem Titel: „Der Durchgang durch die Panorama's".

„Auch dann wird es abgefaßt werden," sang Schaunard nach der Melodie einer neuen Arie von seiner eignen Composition, eines schwedischen Stückchens Musik, lärmend wie eine Tonleiter von Donnerschlägen, und mit einer Begleitung, welche von allen Piano's der Nachbarschaft gefürchtet wurde.

„Wie können sie dieses Gemälde zurückweisen, ohne daß der ganze Zinnobergehalt meines rothen Meeres ihnen in's Gesicht steigt und sie mit Scham bedeckt," murmelte Marcel, sein Gemälde betrachtend ... „Wenn man bedenkt, daß für wenigstens hundert Thaler Farben und für mehr als eine Million Genie darin steckt, ohne meine schöne Jugend zu berechnen, welche kahl geworden ist, wie mein Filz, so möchte man doch gleich ... Doch haben sie es nicht das letzte Mal gehabt; bis zu meinem letzten Seufzer werde ich ihnen mein Gemälde zusenden. Es soll sich wenigstens in das Gedächtniß dieser Herren Kunstrichter graben."

In dieser Weise setzte Marcel seine Verwünschungen fort, und Schaunard ward nicht müde, dieselben in Musik zu setzen.

„Sie wollen mein Bild nicht aufnehmen!" wiederholte Marcel. — „Die Regierung bezahlt sie, giebt ihnen Wohnung und das Kreuz der Ehrenlegion — und das einzig und allein, damit sie alljährlich — am

ersten Mai, — mein Gemälde zurückweisen! Ich durchschaue aber ihre Absicht deutlich; ich soll meine Pinsel zerbrechen. Sie hoffen vielleicht, daß ich mich, wenn sie meinen „Durchgang durch das rothe Meer“ zurückweisen, sogleich durch das Fenster der Verzweiflung stürzen werde. Allein sie kennen mein menschliches Herz sehr schlecht, wenn sie glauben, daß ich zu einem so plumpen Mittel greifen werde. Ich will selbst nicht einmal die Zeit der Ausstellung abwarten. Von heut an soll mein Werk das Damokles-Gemälde sein, welches ewig über ihrem Dasein schwebt. Jetzt will ich es jede Woche zu einem von den Herren schicken, in ihre Wohnung, in den Schooß ihrer Familie, in die Ruhe ihres Privatlebens. Es soll ihnen ihre häuslichen Freuden verderben, soll ihnen ihren Wein sauer, ihren Braten verbrannt, ihre Frauen widerwärtig machen. — Sie werden bald Alle verrückt werden, und man wird ihnen die Zwangsjacke anlegen müssen, damit sie an den Sitzungstagen in das Institut gehen. — Dieser Gedanke gefällt mir! —“

Einige Tage später hatte Marcel seine schrecklichen Rachepläne gegen seine Verfolger bereits wieder vergessen, und empfing den Besuch des Papa Medicis. Mit diesem Namen wurde unter den Zigeunern ein alter Jude, Namens Salomo, bezeichnet, welcher damals unter allen jungen Gelehrten und Künstlern in Paris, unter der ganzen Zigeunerwelt der Metropole

sehr bekannt war, da er mit ihnen in fortwährendem Verkehr stand. Vater Salomo trieb mit allen Arten von Sachen Trödel. Er verkaufte vollständige Meublements, zu einem Preise von zwölf Francs an bis zu tausend Thalern. Er kaufte Alles, und wußte es mit Vortheil wieder los zu werden. Die Wechselbank des Herrn Proudhon ist ein Bagatell im Vergleich zu dem von Medicis angewendeten Systeme, denn dieser besaß das Schachergenie in einem Grade, bis zu welchem noch keiner seiner Glaubensgenossen jemals gekommen war. Sein auf dem Carousselplatze gelegener Laden war ein feenhafter Ort, wo man Alles fand, was man nur wünschte. Alle Naturproducte, alle Schöpfungen der Kunst, Alles, was aus dem Innern der Erde und aus dem Genie des Menschen hervorgeht, war hier vorhanden — Medicis machte einen Handelsgegenstand daraus. Sein Handel erstreckte sich auf Alles, durchaus auf Alles, was existirt, — er „machte" sogar im Ideal. Er kaufte nämlich Ideen, um sie selbst auszubeuten, oder an Andere zu verkaufen. Mit allen Schriftstellern, mit allen Künstlern genau bekannt, Freund der Palette und Vertrauter des Studiertisches, war er der Asmodi der Künste und Wissenschaften. Er verkaufte Cigarren gegen den Entwurf zu einem Feuilleton, Pantoffeln gegen ein Sonett, frische Austern gegen ein Paradoxon; er unterhielt sich gegen stundenweise Bezahlung mit den Schriftstellern, welche mit

der Erzählung der chronique scandaleuse der vornehmen Welt in den Zeitungen, beauftragt waren, er verschaffte Einlaßkarten zu den Tribunen des Parlamentes, und Einladungen zu Privatsoiréen; er beherbergte irrende Künstlereleven auf einzelne Nächte, Wochen und Monate, und ließ sich von diesen mit Copieen nach großen Meistern bezahlen. Ebenso hatten die Coulissen kein Geheimniß für ihn. Er vermittelte dramatischen Werken Aufnahme in die Repertoirs der Bühnen, und verschaffte auf Verlangen bevorzugte Rollen. Er hatte ein Exemplar der fünf und zwanzig tausend Adressen von Paris im Kopfe, und kannte die Wohnungen, die Namen und die Geheimnisse aller Celebritäten, — selbst der obscursten.

Einige Seiten aus dem Brouillon seiner Buchhaltung werden dem Leser besser, als die detaillirtesten Erklärungen, einen Begriff von der Universalität des Handels dieses eigenthümlichen Negocianten-Genie's zu geben im Stande sein.

20. März 184*

Von Herrn L..., Antiquar, für den Compaß, den Archimedes bei der Belagerung von Syracus gebraucht hat, **75** Fr.

An Herrn V..., Journalist, für die sämmtlichen Werke des Herrn M***, Mitglieds der Akademie, **10** Fr.

Von Demselben für einen kritischen Aufsatz über die sämmtlichen Werke des Herrn M***, Mitglieds der Akademie, **30** Fr.

Von Herrn M***, Mitglied der Akademie, für ein Feuilleton von zwölf Columnen über seine sämmtlichen Werke, **250** Fr.

An Herrn R..., Schriftsteller, für eine kritische Abhandlung über die sämmtlichen Werke des Herrn M***, Mitglied der französischen Akademie, **10** Fr.; außerdem **50** Pfd. Steinkohlen und **2** Kilogr. Kaffee.

Von Herrn *** für eine Porzellanvase, welche der Madame Dubarry gehört hat, **18** Fr.

An die kleine D... für ihre Haare, **15** Fr.

An Herrn B... für eine Reihe moralischer Aufsätze und die drei letzten orthographischen Fehler von der Hand des Herrn Präfecten des Seine-Departements, **6** Fr. und ein Paar neapolitanische Schuhe.

Von Demoiselle D... für eine blonde Haartour, **120** Fr.

An Herrn M..., Geschichtsmaler, für eine Reihe burlesker Zeichnungen, **25** Fr.

Von Herrn Ferdinand für die Angabe der Stunde, zu welcher die Frau Baronin R... de P... in die Messe geht; ferner von Demselben für die Vermiethung des kleinen Entresols im Faubourg Montmartre, auf einen Tag, im Ganzen **30** Fr.

Von Herrn Isidor für sein Portrait als Apollo, 30 Fr.

An Frln. R... ein Paar Hummern und sechs Paar Handschuh verkauft, 36 Fr. (2 Fr. 75 Cent. abschläglich erhalten.)

Derselben sechsmonatlichen Credit bei Madame ***, Modistin, verschafft. (Preis noch zu verabreden.)

Von Madame ***, Modistin, für die Zuführung des Frln. R... als Kunde, 3 Meter Sammet und sechs Ellen Spitzen.

An den Schriftsteller Herrn R... für die Cession einer Forderung von 120 Fr. an das jetzt in Liquidatie befindliche Journal ***, 5 Fr. und zwei Pfund ungarischen Taback.

Von Herrn Ferdinand für zwei Liebesbriefe, 12 Fr.

Von dem Maler, Herrn J... für das Portrait des Herrn Isidor als Apollo, 6 Fr.

An Herrn *** für 75 Kilogr. seines Werkes: „Ueber die submarinen Revolutionen", 15 Fr.

Von der Frau Gräfin de G..... für die Vermiethung eines Meißner Tafelservice's, 20 Fr.

An Herrn M..., Journalist, für 52 Zeilen in seinem Courrier de Paris, 100 Fr. und einen Kaminaufsatz.

Von den Herren D... & Comp. für 52 Zeilen

im Courrier de Paris des Herrn M..., 300 Fr. und zwei Kamingarnituren.

Demoiselle S... G... auf einen Tag ein Bett und ein Coupé geliehen, (Nichts.) — (S. d. Rechnung der Demoiselle S... G... Hauptbuch, fol. 26 und 27.)

An Herrn Gustav C... für eine Abhandlung über die Leinen-Industrie, 50 Fr., und eine seltne Ausgabe des Flavius Josephus.

An Demoiselle S... G... ein modernes Mobiliar verkauft, 5000 Fr.

Für Dieselbe eine Rechnung bei dem Apotheker bezahlt, 75 Fr.

Desgl. eine Rechnung bei der Rahmhändlerin, 3 Fr. 85 Cent.

U. s. w., u. s. w., u. s. w.

Aus diesem Bruchstücke sieht man, bis zu welcher inmensen Ausdehnung die Operationen des Juden Medicis sich erstreckten, ohngeachtet des hin und wieder etwas unerlaubten Verfahrens bei seinem vielseitigen Handel, doch nie von irgend Jemand beunruhigt wurde.

Als der Jude mit dem ihm eignen Ausdrucke von Intelligenz in seinen faltigen Zügen Marcels Zimmer betrat, errieth er sogleich, daß er zu einem günstigen Augenblicke gekommen sei. — Und so war es auch.

Die vier Freunde waren so eben zu einem gemeinschaftlichen Rathe versammelt und sprachen unter dem Präsidium eines gewaltigen Hungers die bedeutungsvolle Frage über „Fleisch und Brot."

Es war ein Sonntag, und noch dazu am Ende des Monats.

Daher wurde Medicis' Kommen mit allgemeinem Hurrah begrüßt; denn es war bekannt, daß der Jude mit seiner Zeit viel zu sparsam sei, als daß er sie zu Besuchen gewöhnlicher Art verschwendet hätte; — seine Gegenwart war vielmehr stets das Zeichen, daß irgend ein „Geschäftchen" zu machen sei.

„Guten Abend, meine Herren," redete er die Freunde an, „wie geht es Ihnen?"

„Colline," sagte Rudolph, der auf seinem Bette lag und bei den Genüssen der horizontalen Linie ganz erstarrt zu sein schien, „übe die Pflichten der Gastfreundschaft — bring unserm Gaste einen Stuhl, — ein Gast ist eine heilige Person. — Ich grüße Euch in Abraham!"

Colline schleppte einen Lehnstuhl herbei, welcher die Elasticität der Bronze hatte, und bot ihm denselben mit einer gastfreundlichen Stimme dar, indem er sagte:

„Denkt einen Augenblick, Ihr wäret in China, und nehmt diesen Sitz ein."

Medicis sank in den Sessel nieder, und wollte

sich eben über seine Härte beklagen, als er sich erinnerte, daß er selbst vor Zeiten diese Folterbank an Colline verkauft habe, und zwar gegen ein politisches Gaubensbekenntniß, welches er dann wieder an einen Deputirten vertrödelt, dem die Gabe des Improvisirens mangelte. — Indem er sich niedersetzte, erklangen die Taschen des Juden von einem silbernen Tone, und diese melodiereiche Symphonie versenkte die vier Zigeuner in eine süße Träumerei.

„Wir wollen jetzt das Lied sehen," sagte Rudolph ganz leise zu Marcel, „die Begleitung scheint sehr wohlklingend zu sein."

„Herr Marcel," begann Salomo Ben Mardochai, „ich komme einzig und allein, um Ihr Glück zu machen, das heißt, um Ihnen eine kostbare Gelegenheit anzubieten, sich in die Kunstwelt einzuführen. Die Kunst ist, Sie wissen es wohl, ein dürrer Pfad, dessen Oasis der Ruhm ist?"

„Vater Medicis," sagte Marcel, auf den Kohlen der Ungeduld — „ich beschwöre Euch bei fünfzig Procent, Eurem verehrten Schutzpatron, faßt Euch kurz!"

„Nun, die Sache ist folgende: Ein reicher Kunstliebhaber sammelt eine Gallerie, welche die Tour durch Europa machen soll. Er hat mich beauftragt, ihm eine Reihe merkwürdiger Gemälde zu verschaffen. Ich biete Ihnen hiermit die Aufnahme in das Museum

an. — Mit Einem Worte, ich komme, um Ihnen den „Durchgang durch das rothe Meer“ abzukaufen.“

„Gegen baare Zahlung?“ fragte Marcel.

„Baar!“ antwortete der Jude, indem er das Orchester seiner Taschen spielen ließ.

„Bist Du es nicht zufrieden?“ fragte Colline.

„Wahrhaftig, wir müssen noch einen Knebel anschaffen,“ rief Rudolph wüthend, „um dem Colline das Maul zu stopfen. — Siehst Du denn nicht, daß er mit Thalern spricht! Giebt es denn gar nichts Heiliges für Dich, Du Atheist?“

Colline stieg auf einen Stuhl, und nahm die Stellung des Harpokrates, Gottes des Schweigens, an.

„Nun, Medicis,“ sagte Marcel, sein Gemälde zeigend. „Die Ehre, den Preis dieses unbezahlbaren Werkes zu bestimmen, will ich Euch selbst überlassen.“

Der Jude legte schweigend fünfzig Stück ganz neue Fünffrankenthaler auf den Tisch.

„Das ist der Vortrab,“ bemerkte Marcel, „weiter.“

„Herr Marcel,“ entgegnete Medicis, „Sie wissen, daß mein erstes Gebot stets auch mein letztes ist. — Ich gebe nicht mehr; bedenken Sie, fünfzig Thaler oder zweihundert und fünfzig Francs. Das ist doch sicherlich eine anständige Summe!“

„Eine sehr geringe Summe,“ meinte der Künstler; „in Pharao's Robe allein ist für fünfzig Thaler Kobalt. Bezahlt wenigstens noch die Façon, macht

eine runde Summe daraus, und ich will Euch Leo X., Leo X.b. nennen."

„Das ist mein letztes Wort," antwortete Medicis, „ich gebe keinen Sou mehr; allein ich lade die Herren sämmtlich ein, mit mir zu diniren — Weine nach Belieben, und beim Dessert bezahle ich in Gold!"

„Bietet Niemand mehr?" brüllte Colline, mit drei Faustschlägen auf den Tisch. — „Zugestanden!"

„Meinetwegen," sagte Marcel, „ich bin es zufrieden."

„Morgen werde ich das Gemälde holen lassen. Kommen Sie, meine Herren, der Tisch ist gedeckt."

Die vier Freunde stiegen die Treppe hinab, indem sie den Chor aus den Hugenotten sangen: „Zur Tafel, zur Tafel."

Medicis tractirte die Freunde auf das Herrlichste. Er setzte ihnen eine Menge Sachen vor, welche für sie bisher durchaus unbekannte Größen gewesen waren. Von diesem Diner an war der Hummer für Schaunard nicht mehr ein reiner Mythus, und seitdem hegt er für dies Crustaceum eine Leidenschaft, die an Wahnsinn gränzt.

Die vier Freunde verließen das splendide Gastmahl berauscht, wie an einem Tage der Weinlese. Dieser Rausch wäre für Marcel beinahe von den traurigsten Folgen gewesen. Als er nämlich um zwei Uhr

Morgens vor dem Laden seines Schneiders vorüberging, wollte er diesen Gläubiger durchaus aufwecken, und ihm die am Tage empfangenen 50 Thaler auf Abschlag bezahlen. Ein Rest von Verstand, welcher in Colline's Kopf noch vorhanden war, rettete den Künstler vom Rande dieses Abgrundes.

Acht Tage später erfuhr Marcel, in welche Gallerie sein Gemälde aufgenommen war. Als er nämlich eines Tags durch das Faubourg St. Honoré ging, blieb er bei einer Menschengruppe stehen, welche der Befestigung eines Aushängeschildes über einem Laden neugierig zuschaute. — Dies Schild war nichts Anderes, als sein Gemälde, welches Medicis an einen Delicatessewaaren-Händler verkauft hatte. Nur war der „Durchgang durch das rothe Meer" nochmals verändert und mit einem neuen Titel beehrt worden. Es war nämlich noch ein Dampfschiff hinzugefügt und der Titel lautete: „Zum Hafen von Marseille." Als das Gemälde enthüllt wurde, erhob sich unter den Neugierigen ein schmeichelhaftes Beifallsmurmeln. Marcel kehrte, entzückt von diesem Triumphe seiner Meisterhand, zurück, indem er ausrief:

„Volkes Stimme ist Gottes Stimme."

XVI.

Franzinen's Muff.

I.

Unter den echten, wahren Zigeunern kannte ich früher einen jungen Mann, Namens Jacques D...., er war Bildhauer, und versprach, dermaleinst ein großes Talent zu werden. Das Elend ließ ihm aber nicht die Zeit, sein Versprechen zu halten. Er starb an Entkräftung, im März 1844, im Hospital St. Louis, Saal Sainte-Victoire, Bett Nr. 14.

Ich lernte Jacques im Hospitale kennen, als ich selbst an einer langwierigen Krankheit daniederlag. Er hatte, wie bereits erwähnt, den Stoff zu einem großen Talente. Monate meiner fast täglichen Besuche bei ihm, als er sich in den Armen des Todes gewiegt fühlte, habe ich nicht ein einziges Mal

gehört, daß er sich beklagte, oder jene Lamentationen ausstieß, welche den nicht verstandenen Künstler so lächerlich gemacht haben. Er starb ohne jede, auch die geringste, Affectation. Sein Tod erinnert mich an eine der fürchterlichsten Scenen, welche ich jemals in diesen Caravanserais menschlicher Leiden und menschlichen Elendes erlebt habe. Sein Vater, von dem Ableben seines Sohnes benachrichtigt, kam, um den Körper zu reclamiren, und hatte um die von der Verwaltung geforderte Summe von **36** Fr. lange gehandelt. Auch um die kirchlichen Gebühren schacherte er mit solcher Hartnäckigkeit, daß ihm endlich sechs Francs erlassen wurden. In dem Augenblicke, wo der Leichnam auf die Bahre gelegt werden sollte, nahm der Leichenwärter das dem Hospitale gehörende Leichentuch weg, und bat einen gerade anwesenden Freund des Verstorbenen um eine Kleinigkeit zu dem Leichentuche. Der arme Teufel, welcher selbst keinen Heller in der Tasche hatte, suchte Jacques' Vater auf, der über die Bitte in einen heftigen Zorn ausbrach, und fragte, ob man nicht aufhören wolle, ihn zu ärgern.

Die Novizenschwester, welche Zeugin dieses empörenden, scheußlichen Benehmens war, warf einen Blick auf den entseelten Körper des Unglücklichen und sprach die zarten, rührenden Worte:

„O, mein Herr, der arme Mensch kann doch nicht so beerdigt werden, es ist ja so kalt; geben Sie

ihm wenigstens ein Hemde, damit er nicht ganz nackt vor den lieben Gott tritt."

Der Vater gab dem Freunde endlich 5 Francs zu einem Hemde, empfahl ihm aber dabei, zu einem Trödler in der Rue Grange-aux-Belles zu gehen, welcher mit getragner Wäsche handelte. — „Da ist es billiger," setzte er hinzu.

Dieses schauderhafte Betragen von Jacques' Vater wurde mir später erklärt; er war wüthend darüber, daß sein Sohn die Laufbahn eines Künstlers gewählt, und sein Zorn hatte sich selbst vor einem Sarge nicht beruhigt.

Franzine war Jacques' erste und einzige Geliebte gewesen, obschon er dreiundzwanzig Jahre alt war, als ihn sein Vater ganz nackt beerdigen lassen wollte. Er erzählte mir die Geschichte dieser Liebe selbst, als er im Bette Nr. 14 und ich in Nr. 16. des Saales Sainte-Victoire lagen — ein trauriger Ort zum Sterben!

Ehe ich aber seine Erzählung, die gar traurig schön sein würde, wenn ich sie so wiedergeben könnte, wie mein Freund Jacques sie mir erzählte, mittheile, will ich eine Pfeife Taback rauchen aus der alten irdnen Pfeife, welche er mir an dem Tage gab, an dem ihm der Arzt das Rauchen verboten hatte. — In der Nacht, wenn der Krankenwärter schlief und Alles um uns her ruhig war, lieh mein Freund Jacques seine Pfeife von mir und bat mich um etwas Taback, — man

langweilt sich während der langen Nächte so sehr in jenen großen Sälen, wenn man nicht schlafen kann und Schmerzen leidet!

„Nur einen oder zwei Züge,“ sagte er, und ich ließ es geschehen, und die Schwester Genovefa stellte sich, als bemerke sie keinen Tabacksrauch, wenn sie ihre Runde machte. — Ach! Du gute Schwester! Wie gut warst Du, und wie schön, wenn Du kamst und uns das Weihwasser reichtest! — Wir sahen Dich schon von Weitem kommen, wie Du leise einherschrittest durch die düstern Gewölbe, gehüllt in Deinen weißen Schleier, den Schleier mit dem schönen Faltenwurf, den mein Freund Jacques stets so sehr bewunderte.

„Ach! Du gute, Du wahrhaft barmherzige Schwester! Du warst die Beatrice dieser Hölle. So mild war Dein Trost, daß wir immer klagten, um nur die Worte des Trostes von Deinen Lippen zu hören. Wenn mein armer Freund Jacques nicht todt wäre, so würde er Dir, wenn eines Tages Schnee fiele, eine kleine Jungfrau Maria formen, und sie in Deine Zelle setzen.

Jacques und Franzine hatten sich in einem Hause der Straße La Tour d'Auvergne, in welchem sie zu gleicher Zeit wohnten, kennen gelernt. Es war im April, als sie einzogen. Acht Tage vergingen, ehe sie jenes nachbarliche Verhältniß anknüpften, welches fast

nicht zu vermeiden ist, wenn man auf einer und derselben Flur zusammen wohnt; indessen sie kannten sich, ehe sie noch ein einziges Wort mit einander gewechselt. Franzine wußte, daß ihr Nachbar ein armer Bildhauer sei, und Jacques hate erfahren, seine Nachbarin sei eine kleine Näherin, welche ihre Familie verlassen hatte, um den Mißhandlungen einer Stiefmutter zu entgehen. Sie vollbrachte Wunder der Sparsamkeit, um „durchzukommen", und da sie das Vergnügen nicht kannte, so sehnte sie sich auch nicht darnach.

Eines Abends kam Jacques ganz erschöpft heim; seit dem Morgen war er ganz nüchtern und betrübt; er empfand jene vage Trauer, welche keine bestimmte Ursache hat, und welche uns überall, zu jeder Stunde packt, — eine Art Apoplexie des Herzens, welcher ganz besonders die Unglücklichen ausgesetzt sind, welche allein leben. — Jacques glaubte in seiner engen Zelle ersticken zu müssen; er öffnete das Fenster, um ein wenig Luft zu schöpfen.

Der Abend war schön, und die untergehende Sonne entfaltete auf dem Hügel des Montmartre ihre melancholische Zauberscene, Jacques schauete in Gedanken vertieft hinaus; er hörte den gefiederten Chor der Frühlingssänger, welche in der Stille des Abends ihre Stimmen erhoben, und seine Traurigkeit wurde stärker. Ein Rabe schwang sich mit lautem Krächzen bei ihm vorbei durch die Lüfte; er gedachte jener Zeit,

wo die Vögel des Himmels dem frommen Einsiedler Elias Brot brachten, und machte die Bemerkung, daß die Raben jetzt nicht mehr so mitleidig sind. Dann konnte er es nicht länger aushalten; er schloß das Fenster, zog den Vorhang zu, und zündete, da er kein Geld hatte, Oel zur Lampe zu kaufen, eine Harzkerze an, welche er auf einer Reise nach la Grande-Chartreuse mitgebracht hatte. — Immer und immer tiefer in seine Traurigkeit versenkt, stopfte er seine Pfeife. — „Glücklicherweise habe ich noch Taback genug, um das Pistol zu verbergen," murmelte er, und fing an zu rauchen.

Er mußte wohl sehr traurig sein, mein Freund Jacques, daß er daran dachte, das Pistol zu verbergen. Dies war sein letztes Mittel bei großen Krisen, und es half ihm gewöhnlich. Es bestand in Folgendem: Jacques rauchte Taback, auf welchen er einige Tropfen Opiumtinktur gegossen hatte, und rauchte so lange, bis die Wolke vom Tabacksrauch dicht genug war, um alle in seinem kleinen Zimmer enthaltenen Gegenstände, besonders ein an der Mauer hängendes Pistol, zu verbergen. Dazu gehörten etwa zehn Pfeifen. Wenn die Waffe fast ganz unsichtbar geworden, so war Jacques gewöhnlich durch die vereinte Wirkung des Tabacks und des Opiums eingeschlafen; oft verließ ihn auch seine Traurigkeit an der Schwelle seiner Träume. — Aber an diesem Abend hatte er seinen

ganzen Tabacksvorrath verbraucht, das Pistol war vollkommen verborgen und immer noch war er bitter traurig. — Die kleine Franzine dagegen war an diesem Abend, bei ihrer Rückkehr nach Hause, außerordentlich heiter — und ihre Fröhlichkeit hatte gleichfalls keine bestimmte Ursache, wie Jacques' Traurigkeit; es war eine jener Freuden, welche vom Himmel kommen, und die der gütige Gott in gute Herzen fallen läßt. Franzine war also sehr heiter gestimmt, und sang, indem sie die Treppe hinaufstieg. Als sie ihre Thür öffnen wollte, drang ein Windstoß durch das offne Fenster der Hausflur und verlöschte plötzlich ihr Licht.

„Ist das langweilig," rief das junge Mädchen, „nun muß ich wieder sechs Treppen hinab und hinauf steigen."

Als sie aber durch Jacques' Thüre Licht hindurchschimmern sah, rieth ihr ein Instinct von Trägheit, in Verbindung mit einer gewissen Neugier, sich Licht von dem Künstler auszubitten. „Diese Gefälligkeit erweis't man sich unter Nachbarn fast täglich," dachte sie, „und sie ist nicht unanständig." Sie klopfte daher ganz schüchtern zweimal an Jacques' Thür, welche dieser, über den späten Besuch einigermaßen überrascht, öffnete. Kaum hatte sie aber einen Schritt in dem Zimmer gethan, als sie, von dem Rauche erstickt, bevor sie ein Wort zu reden vermochte, ohnmächtig auf einen Stuhl sank, wobei ihr Leuchter und Schlüssel an

die Erde fielen. — Es war Mitternacht, im Hause lag Alles im tiefsten Schlafe, Jacques hielt es nicht für passend, um Hülfe zu rufen, in der Furcht, seine Nachbarin einem kränkenden Verdacht auszusetzen. Er öffnete daher rasch das Fenster und besprengte das Gesicht des jungen Mädchens eiligst mit einigen Tropfen Wasser, worauf diese die Augen öffnete und allmählig wieder zu sich kam. Als sie nach fünf Minuten völlig wieder zum Bewußtsein gelangt war, erklärte sie ihm die Veranlassung, welche sie hergeführt, und entschuldigte sich wegen des Geschehenen auf das Eifrigste.

„Und nun mir wieder besser zu Muthe ist,“ setzte sie hinzu, „will ich wieder in mein Zimmer gehen.“

Sie hatte die Thür schon wieder geöffnet, als sie bemerkte, daß sie nicht allein das Anzünden ihres Lichtes, sondern auch ihren Stubenschlüssel vergessen habe.

„Ich bin ganz verwirrt,“ sagte sie, indem sie ihren Leuchter an die Harzfackel hielt, „ich bin hier hereingekommen, um Licht zu holen, und gehe ohne Licht davon.“ Aber in demselben Augenblicke löschte der, durch die geöffnete Thür und das offenstehende Fenster entstandene Luftzug das Licht plötzlich aus — und beide junge Leute waren im Dunkeln.

„Das ist doch ärgerlich“ — sagte Franzine; „verzeihen Sie mir nur alle die Störungen, die ich verursacht — und haben Sie die Güte, ein wenig

Licht zu machen — damit ich meinen Schlüssel suchen kann."

„Sehr gern," erwiderte Jacques, nach den Zündhölzchen greifend, die er sogleich fand. Allein ein sonderbarer Gedanke durchzuckte sein Gehirn; er steckte die Zündhölzchen in die Tasche und rief:

„Ach Gott, da sitzen wir wieder in Verlegenheit — ich habe kein einziges Zündhölzchen hier, ich habe das Letzte verbraucht, als ich zurückkehrte. — Das ist doch eine verwegen-erdachte List," dachte er.

„Mein Gott, mein Gott!" sagte Franzine, „ohne Licht könnte ich schon in meine Stube kommen, denn sie ist nicht so groß, daß ich mich darin verlieren könnte. — Aber meinen Schlüssel muß ich haben, ich bitte Sie daher dringend, helfen Sie mir beim Suchen, er muß an der Erde liegen."

„Lassen Sie uns suchen," sagte Jacques. Und Beide suchten den verlornen Gegenstand im Dunkeln; aber wie durch denselben Instinct geleitet, begegneten sich ihre Hände beim Suchen zehnmal in einer Minute. Und da sie Beide gleich geschickt waren, fanden sie den Schlüssel nicht.

„Der Mond ist jetzt hinter den Wolken verborgen, er scheint voll in mein Zimmer; gedulden Sie sich nur ein wenig, er wird sogleich hervortreten und dann wollen wir unser Suchen sogleich vom Neuen beginnen."

Und indem sie auf den Mond warteten, fingen sie an zu plaudern. Eine Unterhaltung im Dunkeln, in einem engen Zimmer, in einer Frühlingsnacht, — eine Unterhaltung, welche, zuerst nichts sagend und bedeutungslos, allmählig vertraulicher wird, — Du weißt, lieber Leser, wohin das führt. ... Die Worte werden nach und nach verwirrt, durch Pausen des Schweigens unterbrochen; die Stimme wird leise, die Worte wechseln mit Seufzern ab ... Die Hände begegnen sich und ergänzen den Gedanken, welcher vom Herzen auf die Lippen steigt, und ... sucht den Schluß in Euren Erinnerungen. Denke daran, junger Mann, — erinnere Dich, junge Frau, — Ihr, die Ihr heute Hand in Hand geht, und die Ihr Euch vielleicht vor wenigen Tagen noch niemals gesehen hattet!

Endlich trat der Mond hervor, und ergoß sein volles Licht in das Zimmer. Franzine erwachte aus ihrer Träumerei und stieß einen leisen Schrei aus.

„Was haben Sie?" fragte Jacques, ihre Hüften mit beiden Armen umschlingend.

„Nichts," murmelte Franzine. „Ich glaubte ein Pochen zu hören." Und ehe Jacques es bemerken konnte, stieß sie den Schlüssel, welchen sie so eben bemerkt hatte, mit dem Fuße unter einen Schrank.

Sie wollte ihn nicht wieder finden.

. . . .

Franzine war blond, blond und von heiterem,

fröhlichem Charakter, was nicht häufig ist. Bis zu ihrem zwanzigsten Jahre war ihr die Liebe unbekannt geblieben; aber eine dunkle Ahnung ihres nahen Endes flüsterte ihr zu, nicht zu zögern, wenn sie sie kennen lernen wollte.

Sie fand Jacques und liebte ihn. — Ihre Verbindung dauerte ein halbes Jahr. Im Lenze trafen sie, im Herbste verließen sie sich. Franzine litt an der Schwindsucht, jenem unheilbaren Uebel — sie wußte es, ihr Jacques wußte es auch. Vierzehn Tage nach der ersten Nacht seines Zusammenlebens mit ihr erfuhr er es von einem seiner Freunde, der Arzt war. — „Wenn die gelben Blätter fallen, so scheidet sie von hinnen," hatte der junge Arzt gesagt.

Franzine hatte diese Prophezeiung gehört, und bemerkte die Verzweiflung, welche sie ihrem Geliebten verursachte.

„Was kümmert uns das Welken der Blätter," sagte sie, indem sie ihre ganze Liebe in ein Lächeln zusammenfaßte, „was kümmert uns der Herbst; wir sind im Frühjahr und die Blätter grünen. Laß uns die Zeit benutzen, mein Jacques. ... Wenn Du siehst, daß ich vom Leben scheiden will, so nimm mich in Deinen Arm, und mit Deiner Umarmung verbiete mir, zu scheiden. — Ich gehorche Dir gern, das weißt Du ja, und ich werde dann bei Dir bleiben."

Und so ertrug das liebliche Wesen das Elend des

Zigeunerlebens fünf Monate hindurch, mit Sang und Lächeln auf den zarten Lippen. Jacques ließ sich von ihr hintergehen. Sein Freund sagte ihm öfters: Franzine's Zustand verschlimmert sich, sie bedarf der sorgfältigsten Pflege. Dann durchlief Jacques ganz Paris, um Geld zum Bezahlen der vom Arzte verordneten Mittel aufzutreiben; allein Franzine wollte davon Nichts wissen, und warf die Arzneien heimlich zum Fenster hinaus. Wenn sie in der Nacht heimlich vom Husten befallen wurde, so verließ sie das Zimmer und ging auf den Vorplatz, damit Jacques Nichts hörte.

Als sie Beide eines Tages auf dem Lande waren, bemerkte Jacques einen Baum, dessen Blätter gelb zu werden anfingen. Er sah Franzine, welche langsam und träumend an seiner Seite ging, mit einem Ausdrucke von erschütternder Traurigkeit an.

Franzine sah ihn erbleichen und errieth die Ursache.

„Du bist ein Thor,“ sagte sie, ihn umarmend; „wir sind ja erst im Juli, bis zum October haben wir noch vier Monate, und wenn wir uns Tag und Nacht lieben, wie wir es thun, so verdoppeln wir die Zeit, die wir noch mit einander zu leben haben. Und wenn die Blätter gelb werden, und ich fühle mich kränker, so ziehen wir in einen Tannenwald, dessen Bäume immer grünen!“

. . . .

Als der October kam, durfte Franzine das Bett nicht mehr verlassen. Jacques' Freund behandelte sie. Das kleine Zimmerchen, welches sie bewohnten, lag im obersten Stockwerke des Hauses und ging auf einen Hof, wo ein Baum stand, der sich täglich mehr und mehr entblätterte. Jacques hatte das Fenster mit einem Vorhange verhüllt, um der Kranken den Anblick des Baumes zu entziehen; allein Franzine verlangte, daß der Vorhang weggenommen werde.

„O mein Geliebter," sagte sie zu Jacques, „ich will Dir hundertmal mehr Küsse geben, als der Baum Blätter hat. — Ich fühle mich übrigens weit besser ... Ich werde bald wieder ausgehen können. Aber, wenn es kalt wird, so will ich keine rothen Hände haben, dann kaufst Du mir einen recht hübschen Muff." — Und während ihrer ganzen Krankheit träumte sie von ihrem Muff.

Der Tag vor Allerheiligen sah Jacques trostloser als jemals. Seine Geliebte wollte ihn ermuthigen, und um ihm zu beweisen, daß sie sich besser befände, stand sie auf.

In diesem Augenblicke kam der Arzt und zwang sie, sich wieder niederzulegen.

— „Jacques," sagte er dem Künstler leise in's Ohr, „fasse Muth, es ist Alles vorbei. Franzine stirbt!"

Jacques verging in Thränen.

„Gieb ihr Alles, was sie verlangt,“ — fuhr der selbst tief erschütterte Arzt fort, — „es ist keine Hoffnung mehr da.“

Franzine hörte mit den Augen die Worte, welche der Arzt ihrem Geliebten gesagt.

„Hör' nicht auf ihn,“ rief sie, ihre Arme gegen Jacques ausbreitend, „glaube ihm nicht, er lügt. — Morgen gehen wir zusammen aus — es ist Allerheiligen, — es wird kalt sein, geh hin und hole mir einen Muff ... ich bitte Dich darum, ich fürchte mich vor dem Froste dieses Winters so sehr, ach so sehr!“

Jacques wollte sich mit seinem Freunde entfernen — allein Franzine hielt den Arzt zurück und sagte: „Geh, Jacques, und hole meinen Muff, nimm aber einen recht schönen, damit er auch lange hält.“

Und als sie mit dem Arzte allein war, sprach sie zu diesem:

„Ach mein Herr, ich sterbe, ich weiß es wohl ... Bevor ich aber von ihm, von meinem Geliebten scheide, verordnen Sie mir Etwas, was mir Kräfte nur auf eine einzige Nacht giebt, ich bitte Sie darum, machen Sie mich nur auf eine Nacht schön, wenn ich auch nachher sterbe, — da der liebe Gott nicht will, daß ich noch länger lebe. ...

Als sie der Arzt nach seinen besten Kräften tröstete, — drang ein Windstoß in das Zimmer und

warf ein gelbes von dem Baume im Hofe ergriffenes Blatt auf das Bett der Kranken.

Franzine öffnete den Vorhang und sah den Baum völlig entblättert. — „Das ist das Letzte,“ sagte sie und legte das Blatt unter ihr Kopfkissen.

„Sie sterben erst Morgen,“ bemerkte der Arzt; „Sie haben noch eine Nacht vor sich.“

„Ach, welches Glück,“ erwiderte das junge Mädchen, ... „eine Winternacht ... sie währt lange!“

Jacques kehrte zurück; er brachte einen Muff mit.

„Er ist sehr niedlich,“ sagte Franzine, „wenn ich ausgehe, will ich ihn tragen.“

Sie verbrachte die Nacht mit Jacques.

Am folgenden Tage — es war am Allerheiligenfeste — wurde sie beim Mittagsläuten von dem Todeskampfe ergriffen und ihr ganzer Körper fing an zu zittern.

„Mich friert es an den Händen,“ sprach sie leise; „gieb mir den Muff.“ Und sie fuhr mit den armen abgezehrten Händen in das Pelzwerk.

„Es ist vorbei,“ sagte der Arzt zu Jacques; „umarme sie noch einmal.“

Jacques heftete seine Lippen auf die der Sterbenden. Im letzten Augenblicke wollte man ihr den Muff wegnehmen, sie hielt ihn aber fest.

„Nein, nein,“ ächzte sie, „laßt ihn mir ... es ist Winter und kalt ... Ach, mein armer Jacques ...

mein armer Jacques ... was soll aus Dir werden? Ach mein Gott!“

Und am folgenden Tage war Jacques allein.

II.

Es war am Morgen von Allerheiligen — Franzine war eben geschieden.

Zwei Männer wachten am Sterbelager — der Eine von ihnen stand aufrecht, es war der Arzt; der Andere lag auf den Knieen vor dem Bette und hielt die Hand der Todten an seine Lippen und schien sie mit einem verzweifelten Kusse versiegeln zu wollen; — es war Jacques. Seit länger als zehn Stunden war er in die Fühllosigkeit des tiefsten Schmerzes versunken. Die Töne einer unter seinen Fenstern gespielten Drehorgel erweckten ihn.

Die Orgel spielte eine Arie, welche Franzine des Morgens beim Erwachen zu singen pflegte.

Eine jener wahnsinnigen Hoffnungen, welche nur bei großer Verzweiflung entstehen können, durchzuckte Jacques' Gehirn. Er versetzte sich einen Monat zurück — in die Zeit, wo Franzine noch lebte; er vergaß der Gegenwart und bildete sich einen kurzen Augenblick ein, daß die Verblichene nur schlafe, und daß sie sogleich erwachen werde mit ihrem Morgengesange auf den bleichen Lippen.

Aber die Klänge der Orgel waren noch nicht ver-

hallt, als Jacques wieder zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurückkam. Franzine's Mund war auf ewig geschlossen; das Lächeln, welches ihr letzter Gedanke hervorgerufen, verschwand, und auf ihren Lippen zeigte sich der Tod unverkennbar.

„Muth, Jacques," sagte der Arzt, sein Freund.

Jacques stand auf, sah den Arzt starr an und sagte: „Es ist vorbei — es ist keine Hoffnung mehr vorhanden?"

Ohne auf diese traurige Thorheit zu antworten, schloß der Arzt den Bettvorhang, trat dann zu Jacques und sagte, ihm die Hände drückend:

„Franzine ist todt — wir mußten darauf gefaßt sein — Gott weiß, daß wir Alles gethan haben, um sie zu retten. — Sie war ein braves Mädchen — sie hat Dich sehr geliebt, mehr und anders, als Du sie liebtest, denn ihre Liebe war nur Liebe, während die Deinige nicht ganz frei war von Beimischung. — Franzine ist todt ... es ist aber nicht Alles vorbei. Wir müssen jetzt an die nöthigen Vorbereitungen zur Beerdigung denken ... Wir wollen zusammengehen und die Nachbarin bitten, daß sie während unserer Abwesenheit hier wacht."

Jacques ließ sich von seinem Freunde wegziehen. Sie brachten den ganzen Tag auf Wegen zu. Da Jacques ganz ohne Geld war, so versetzte der Arzt seine Uhr, einen Ring und mehrere Kleidungsstücke, um die

Kosten des auf den folgenden Tag festgesetzten Begräbnisses bestreiten zu können.

Sie kamen erst spät am Abende zurück. Die Nachbarin nöthigte Jacques, ein wenig zu essen.

„Ja,“ sagte er, „mich hungert, und ich muß ein wenig zu Kräften kommen, denn ich habe diese Nacht zu arbeiten.“

Der Arzt und die Nachbarin verstanden ihn nicht.

Er genoß Etwas, dann verlangte er zu trinken. Als er das Glas an den Mund brachte, ließ er es zur Erde fallen; es zerbrach. Das Glas hatte in ihm eine Erinnerung erweckt, welche seinen für den Augenblick verstummten Schmerz wieder hervorrief. An dem Tage, an welchem Franzine zum ersten Male zu ihm gekommen, war sie von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden, und Jacques hatte ihr in diesem Glase etwas Zuckerwasser gebracht. — Als sie später zusammenwohnten, hatte er es zu einer Liebesreliquie gemacht.

In den seltenen Tagen des Reichthums hatte der Bildhauer einige Flaschen stärkenden Weines gekauft, welcher seiner Geliebten verordnet worden war, und aus diesem Glase trank Franzine die Flüssigkeit, aus welcher ihre Zärtlichkeit eine reizende Fröhlichkeit schöpfte.

Jacques betrachtete die zerstreuten Trümmer dieses zerbrochenen, theuren Andenkens länger als eine

halbe Stunde stumm und regungslos; es kam ihm vor, als wenn auch sein Herz gebrochen wäre und als wenn die Trümmer desselben seine Brust zerrissen. Als er wieder zu sich gekommen war, sammelte er die Glasscherben und verschloß sie in einen Schubkasten. Dann bat er die Nachbarin, ihm zwei Lichter zu besorgen und einen Eimer Wasser durch den Portier herauf zu schicken.

„Geh nicht weg,“ bat er dann den Arzt, der daran gar nicht dachte; „ich werde Dich sogleich nöthig haben.“

Licht und Wasser wurden gebracht; die beiden Freunde blieben allein.

„Was willst Du machen?“ fragte der Arzt, als er sah, daß Jacques das Wasser in eine Wanne goß und dann seinen Gyps hinein warf.

„Erräthst Du es nicht?“ war die Antwort. „Ich will Franzine's Kopf abgießen; und da ich keinen Muth haben würde, wenn ich allein wäre, so sollst Du hier bleiben.“

Dann öffnete er die Bettvorhänge und nahm das Tuch weg, mit welchem das Gesicht der Todten bedeckt worden war. Seine Hand bebte und ein halb erstickter Seufzer entfuhr seinem Innern.

„Bringe die Lichter und halte die Wanne,“ rief er seinem Freunde zu. — Das eine Licht wurde am Kopfende des Bettes befestigt, so daß es seinen vollen Schein auf das Gesicht der Leiche warf; die andere

Kerze brannte am Fußende. Mittelst eines in Olivenöl getauchten Pinsels ölte der Künstler die Augenbrauen, die Wimpern und das Haar ein, welches er so geordnet hatte, wie Franzine es gewöhnlich trug.

„Damit ihr es nicht schmerzt, wenn wir die Maske abnehmen!“ murmelte er.

Mit diesen Vorbereitungen brachte der Künstler den Kopf der Todten in eine passende Lage und goß nun den Gyps allmählig über das Gesicht her, bis die Maske die nöthige Stärke erhalten hatte. Nach einer Viertelstunde war die Operation beendet — der Abguß war vollständig gelungen.

In Franzine's Gesichte war eine merkwürdige Veränderung eingetreten. Das nicht vollständig erstarrte Blut war ohne Zweifel durch die bei der Verbindung des Gypses mit dem Wasser entwickelte höhere Temperatur wieder erwärmt worden und zu den höheren Theilen aufgestiegen, in die matte Blässe der Stirn und der Wangen mischte sich eine Wolke von durchsichtigem Roth. Die Augenlider waren beim Abnehmen der Maske gehoben und ließen den ruhigen Azur der Augen sehen, deren Blick ein vages Bewußtsein zu verrathen schien; den von einem beginnenden Lächeln halbgeöffneten Lippen schienen — bei dem letzten Lebewohl vergessen — jene letzten Worte zu entschweben, welche man nur mit dem Herzen hört.

Wer kann behaupten, daß das Bewußtsein in

dem Augenblicke gänzlich schwindet, wo die Unempfindlichkeit des Seins beginnt? Wer kann sagen, daß alle Gefühle mit den letzten Pulsschlägen des Herzens, welches sie bewegt haben, ersterben! — Kann nicht zuweilen die Seele freiwillig in dem schon für den Sarg angekleideten Körper weilen und von seiner fleischlichen Hülle aus einen Augenblick dem Kummer und den Thränen der Zurückgebliebenen lauschen? Die, welche scheiden, haben so oft Grund, Denen, welche bleiben, zu mißtrauen!

In dem Augenblicke, als Jacques der Gedanke ankam, Franzinens Züge durch Hilfe der Kunst zu erhalten — wer weiß! — konnte nicht vielleicht ein Gedanke von Jenseits Franzinen in ihrem ersten Schlummer der ewigen Ruhe zurückgekommen sein, sie zu wecken? Vielleicht hatte sie sich erinnert, daß Der, welchen sie verlassen, Künstler sei, und nicht allein ein Liebender; daß er Beides war, weil er das Eine nicht sein konnte, ohne das Andere; daß ihm die Liebe die Seele der Kunst war und daß, wenn er sie so sehr geliebt, dies darum war, weil sie verstanden hatte, ihm Weib und Geliebte zu sein — ein Gefühl in einer körperlichen Form. — Und dann hatte Franzine, indem sie Jacques das menschliche Bild zurücklassen wollte, welches für ihn ein incarnirtes Ideal geworden war, gewußt, schon erstarrt, noch einmal ihr Gesicht mit

allen Strahlen der Liebe und mit der ganzen Anmuth der Jugend zu schmücken; sie erstand als Kunstwerk.

Und vielleicht hatte auch das arme Mädchen wahr gedacht, denn unter den wahren Künstlern giebt es mehr als einen sonderbaren modernen Pygmalion, welcher, im Gegensatze zu dem des Alterthums, ihre lebende Galathea in Marmor verwandeln zu können wünschen.

Bei dem Ausdrucke ungetrübten Glückes in diesem Gesichte, auf welchem der Todeskampf keine Spuren hinterlassen, hätte Niemand an die langen Leiden gedacht, welche die Vorrede zum Tode des jungen Mädchens gewesen waren. Franzine schien einen Liebestraum zu träumen, und wer sie so gesehen hätte, würde gesagt haben, sie sei vor Schönheit gestorben.

Der Arzt, von Erschöpfung überwältigt, schlief in einer Ecke.

Jacques war wiederum die Beute quälender Zweifel; sein hallucinirender Geist hing hartnäckig an dem Gedanken, Die, welche er so sehr geliebt, müsse wieder aufwachen; und da die Unbeweglichkeit des Körpers von Zeit zu Zeit durch leise, von der Einwirkung des Abgypsens hervorgebrachte Nervenzuckungen unterbrochen wurde, so erhielt dies Scheinbild von Leben Jacques in seiner glücklichen Täuschung, welche bis zum Morgen dauerte, bis zu der Stunde, wo ein Commissair erschien, um den Tod zu constatiren und die Erlaubniß zur Beerdigung zu geben.

Wenn übrigens der ganze Wahnsinn der Verzweiflung dazu gehört hatte, um an ihrem wirklichen Tode zu zweifeln, so gehörte auch die ganze überzeugende Kraft der Wissenschaft dazu, um, wenn man dies schöne Geschöpf sah, an seinen wirklichen Tod zu glauben.

Während die Nachbarin damit beschäftigt war, Franzine in den Sarg zu legen, hatte der Arzt Jacques in ein anderes Zimmer gebracht, wo er einige seiner Freunde fand, welche gekommen waren, um die Entschlafene zur Ruhestätte zu begleiten. Die Zigeuner enthielten sich, Jacques gegenüber, den sie doch mit vollem Bruderherzen liebten, aller jener Trostworte, welche den Schmerz nur noch heftiger machen. Ohne eins von jenen Worten auszusprechen, von jenen Worten, welche so schwierig zu finden und so peinlich anzuhören sind, traten sie, Einer nach dem Andern, an ihren Freund heran und drückten ihm schweigend die Hand.

„Dieser Todesfall ist ein großes Unglück für Jacques,“ bemerkte Einer von ihnen.

„Ja wohl,“ antwortete der Maler Lazare, ein bizarrer Geist, welcher schon frühzeitig alle Stürme der Jugend zu besiegen gewußt hatte, indem er ihnen die Unbeugsamkeit eines festen Wollens entgegen setzte und bei welchem zuletzt der Künstler den Menschen gänzlich erstickt hatte. — „Ja, aber ein Unglück, welches er

freiwillig in sein Leben eingeführt hat. — Seit er Franzine kennen gelernt, ist er ein ganz Anderer geworden."

„Sie hat ihn glücklich gemacht," bemerkte ein Anderer.

„Glücklich!" antwortete Lazare, „was nennt Ihr glücklich? Wie könnt Ihr eine Leidenschaft, welche einen Menschen in einen solchen Zustand zu versetzen vermag, wie Ihr Jacques jetzt seht, ein Glück nennen? Zeigt ihm irgend ein Meisterwerk — er würde es sicherlich kaum betrachten, und ich bin überzeugt, daß er, um seine Geliebte noch einmal wiederzusehen, auf einen Titian oder einen Raphael treten würde. — Meine Geliebte ist unsterblich und hintergeht mich nicht. — Sie wohnt im Louvre und heißt Joconde!"

In dem Augenblicke, wo Lazare seine Theorieen über Kunst und Gefühl weiter entwickeln wollte, brach der Leichenzug auf.

Nach leisem Gebete bewegte sich der Zug nach dem Kirchhofe zu... Da es gerade der Tag Allerseelen war, so bedeckte den Friedhof eine unzählige Menschenmenge. — Viele Leute sahen sich um und betrachteten Jacques, welcher mit entblößtem Haupte hinter dem Leichenwagen herging.

„Der arme Mensch! Gewiß ist seine Mutter gestorben," sagte ein Mann.

„Oder sein Vater!" ein Anderer.

„Wohl seine Schwester,“ ein Dritter.

Nur ein Dichter, welcher gekommen war, um an dem Tage Allerseelen, an diesem Erinnerungsfeste, welches alljährlich bei dem Nebel des Novembers gefeiert wird, den Schmerz zu studiren — ein Dichter allein errieth, als er Jacques vorbeigehen sah, daß er eine Geliebte zur Ruhe begleite.

Als der Zug an das Grab kam, entblößten die Freunde ihr Haupt und stellten sich umher. — Jacques trat an den Rand; sein Freund, der Arzt, hielt ihn am Arme.

Die Leichendiener waren eilig und wollten die Sache rasch abmachen.

„Es giebt keine Leichenrede,“ sagte Einer unter ihnen.

„Desto besser! Vorwärts, Kameraden!“

Und die Bahre wurde vom Wagen gehoben und an Seilen in die Gruft hinabgelassen; ein Mann zog die Taue zurück, dann nahm er, von einem Gefährten unterstützt, die Schaufel, und warf Erde über den Sarg; bald war die Grube gefüllt. — Es wurde ein kleines hölzernes Kreuz darauf gepflanzt.

Unter Schluchzen hörte der Arzt von Jacques' Lippen den Schmerzensruf:

„O, meine Jugend! Du wirst mit Ihr begraben!“

Jacques war Mitglied einer Gesellschaft, die sich die Wassertrinker nannten; während seiner Verbindung

mit Franzine aber besuchte er ihre Zusammenkünfte weit weniger häufig. Die Bedürfnisse der materiellen Existenz hatten ihn gezwungen, manche von den höchst abenteuerlichen, überspannten Gesetzen der Wassertrinker, welche diese am Stiftungstage der Gesellschaft unterschrieben und feierlich beschworen hatten, zu verletzen.

Fortwährend auf den Stelzen eines verrückten Stolzes einherschreitend, hatten die Wassertrinker in ihrer Verbindung als Hauptgrundsatz aufgestellt, daß kein Mitglied die hohen Zinnen der Kunst jemals verlassen, d. h. daß Keiner von ihnen, trotz ihres irdischen Elendes, der Nothwendigkeit Zugeständnisse machen solle. — So würde der Dichter Melchior niemals seine sogenannte Lyra verlassen haben, um einen commerziellen Prospectus oder ein politisches Glaubensbekenntniß zu schreiben. Dies war gut für unsern Freund Rudolph, der keine Gelegenheit zum Verdienste vorübergehen ließ. Der Maler Lazare, ein stolzer Lumpenträger, würde seinen Pinsel niemals damit beschmutzt haben, das Portrait eines Schneiders, mit einem Papagei auf der Hand, zu malen, wie es unser Freund Marcel dereinst gemacht, indem er Methusalem, seinen berüchtigten Rock, verdiente. — Der Bildhauer Jacques hatte sich in der ganzen Zeit, seitdem er mit den Wassertrinkern in Berührung war, dieser Tyrannei unterworfen; seitdem er aber Franzine kennen gelernt,

wollte er das arme schon kränkelnde Mädchen nicht der erbärmlichen Lebensart unterwerfen, welche er während der ganzen Zeit seines Alleinseins geführt. Ueberdies war Jacques eine durchaus rechtschaffene, offene und edle Natur. Er suchte den Präsidenten der Gesellschaft, den exclusiven Lazare, auf, und meldete ihm, daß er für die Zukunft jede Arbeit annehmen würde, welche ihm einträglich sein könnte.

„Deine Liebeserklärung," antwortete ihm Lazare, „war Dein Abschied von der Kunst. Wenn Du willst, so werden wir Deine Freunde bleiben, allein Deine Mitverbündeten können wir nicht länger sein. Treibe das Handwerk, wie Du Lust hast, für mich bist Du kein Bildhauer mehr, sondern nur ein Gypsfigurenmacher. Freilich kannst Du nun Wein trinken — wir aber wollen nach wie vor unser Wasser genießen und unser Commisbrot essen; wir werden aber dafür auch wahre Künstler bleiben!"

Was übrigens Lazare auch sagen mochte, Jacques blieb ein Künstler. Um aber Franzine bei sich behalten zu können, beschäftigte er sich auch, sobald sich eine Gelegenheit dazu darbot, mit Gewinn bringenden Arbeiten. So arbeitete er z. B. lange in dem Atelier des bekannten Bildhauers Romagnesi. Sehr geschickt in der Ausführung, sinnreich im Erfinden, hätte er, ohne die wahre Kunst verlassen zu müssen, einen großen Ruf in jenen Genre-Compositionen erlangen kön-

nen, welche eines der ersten Elemente des Handels mit Luxusgegenständen geworden sind. Allein Jacques war oft faul, wie alle wahren Künstler, und verliebt wie ein Dichter. Die Jugendgefühle waren spät, aber heiß und brennend in ihm erwacht, und mit einer Ahnung von seinem nahen Ende wollte er seine Jugend in Franzinens Armen gänzlich erschöpfen. — So kam es oft, daß die Gelegenheiten zu einem glänzenden Verdienste an seine Thür klopften, ohne daß er darauf antworten wollte, weil er sich hätte Mühe geben müssen, während er sich zu wohl dabei befand, bei dem Glanze der Augen seiner Geliebten zu träumen.

Nach Franzinens Tode suchte der Künstler seine alten Freunde, die Wassertrinker, wieder auf. Allein Lazare herrschte in diesem Kreise, dessen sämmtliche Mitglieder in dem Egoismus der Kunst versteint lebten, und Jacques fand Das, was er gesucht, nicht. Seine Verzweiflung wurde nicht verstanden; man wollte sie mit Vernunftschlüssen beruhigen — und als er diese geringe Sympathie bemerkte, zog er es vor, seinen Schmerz zu isoliren, anstatt ihn der Discussion ausgesetzt zu sehen. — Er brach demnach völlig mit den Wassertrinkern und lebte von nun an allein.

Fünf oder sechs Tage nach Franzinens Beerdigung suchte er einen Marmorhändler des Kirchhofs Mont Parnasse auf und schloß mit demselben folgenden Handel ab. Der Marmorhändler sollte eine Ein=

fassung um Franzinens Grab, deren Zeichnung Jacques sich vorbehielt, liefern, und dem Künstler außerdem einen Block von weißem Marmor geben; dafür wollte sich Jacques ein Vierteljahr hindurch zu seiner Verfügung stellen — gleichviel, ob als Steinschneider oder als Bildhauer. Der Händler hatte gerade mehrere außerordentliche Bestellungen auszuführen, er besuchte Jacques' Atelier, und mehrere noch nicht vollendete Arbeiten des Künstlers gaben ihm den Beweis, daß der Zufall ihm in Diesem einen wahren Schatz gesendet habe. — Acht Tage später hatte Franzinens Grab eine Einfassung und inmitten derselben erhob sich statt des hölzernen Kreuzes ein solches von Stein mit ihrem vertieft eingegrabenen Namen.

Jacques hatte es glücklicher Weise mit einem rechtlichen Manne zu thun, welcher begriff, daß mit hundert Kilogramm Eisen und einigen Kubikfuß pyrenäischem Marmor die dreimonatliche Arbeit von Jacques, dessen Talent ihm mehrere tausend Thaler eingebracht hatte, nicht bezahlt sei. — Er bot daher dem Künstler die Theilnahme an seinem Geschäfte an, allein dieser schlug die Offerte aus. Die geringe Abwechslung in den Gegenständen sagte seinem erfinderischen Geiste nicht zu; überdies hatte er seine Absicht erreicht — den Besitz eines großen Stückes Marmor, aus welchem er ein Meisterwerk schaffen wollte — für Franzinens Grab.

Beim Beginne des Frühjahrs verbesserte sich Jac-

ques' Lage sehr. Sein Freund, der Arzt, brachte ihn mit einem fremden Fürsten in Bekanntschaft, welcher sich zu Paris niedergelassen hatte und sich in einem der schönsten Stadtviertel ein herrliches Hotel einrichten ließ. Mehrere berühmte Künstler waren berufen worden, um zur Ausschmückung des kleinen Palastes das Ihrige beizutragen. Jacques wurde mit der Ausführung eines Salon-Kamins beauftragt. — Ich sehe seine Cartons noch vor mir liegen, ein reizender Gegenstand. Auf dem Marmor, der die Flamme einfassen sollte, war das ganze Mährchen des Winters erzählt. Da Jacques' Atelier zu klein war, so wurde ihm auf sein Bitten ein Zimmer in dem noch unbewohnten Hotel eingeräumt, und er erhielt sogar einen ziemlich bedeutenden Vorschuß auf den bedungenen Preis seiner Arbeit ausgezahlt. Sein Erstes war, dem Arzte das ihm von diesem bei Franzinens Tode geliehene Geld zurückzuzahlen; dann ging er auf den Friedhof, um den Boden, in welchem seine Geliebte ruhte, mit Blumen zu bedecken. Aber der Lenz war früher gekommen, als Jacques, und auf dem Grabe der Dahingeschiedenen blühten tausend Blumen in dem grünenden Rasenteppich. Er hatte nicht den Muth, sie zu brechen, denn er glaubte, in sie sei ein Theil von seiner Geliebten übergegangen. Als ihn der Gärtner fragte, was er mit den mitgebrachten Rosen und Stiefmütterchen machen solle, gab ihm Jacques den Auftrag, diese

Blumen auf einen benachbarten frisch aufgeworfenen Hügel — das kahle Grab eines Armen — zu pflanzen, welchen keine Einfassung, kein Erinnerungszeichen schmückte, als ein in die Erde gestecktes, mit Blumen aus verschossenem Papier geschmücktes Kreuz — die ärmliche Gabe des Schmerzes eines Armen. — Jacques entfernte sich vom Friedhofe ganz umgewandelt. Mit einer freudigen Neugier betrachtete er die schöne Frühlingssonne, die Sonne, welche so oft Franzinens herrliches Haar vergoldet, wenn er mit ihr auf dem Lande weilte und sie mit ihren zarten weißen Händen die Wiesen der Blumen beraubte. Indem er an einem kleinen Wirthshause der äußern Boulevards vorüberging, erinnerte er sich, wie er mit seiner Geliebten eines Tages, von einem Gewitter überfallen, in dies Weinhaus getreten war, und wie sie Beide dort dinirt hatten. — Er trat ein und setzte sich an demselben Tische nieder. Das Dessert wurde auf einem gemalten Teller gebracht; er erkannte diesen Teller und erinnerte sich, daß Franzine wohl eine halbe Stunde sich damit beschäftigt hatte, die auf denselben gemalten Rebus zu errathen, und erinnerte sich auch zugleich eines Liedes, welches seine Geliebte, durch den Genuß eines billigen Rothweins, in welchem mehr Heiterkeit als Rebensaft enthalten war, aufgeheitert, ihm damals vorgesungen hatte. — Allein diese Erinnerungen erweckten seine Liebe, ohne seinen Schmerz wieder zu erneuern.

Für den Aberglauben empfänglich, wie alle poetischen, träumerischen Naturen, bildete er sich ein, daß Franzine es gewesen, welche, im Gefühle seiner Nähe, ihm diese süßen Erinnerungen aus ihres Grabes Tiefe gesendet, und er wollte sie nicht mit Thränen beflecken. Er verließ das Haus mit leichtem Fuße, mit freier Stirn, mit lebhaftem Auge und klopfendem Herzen, fast mit einem Lächeln auf den Lippen. An diesem Abende that er den ersten Schritt auf jenem Pfade, welcher von der Trauer zur Melancholie, und von dieser zum Vergessen führt. Ach! das ewige und gerechte Gesetz der Veränderlichkeit will es so!

Die Erinnerungen an seine frühere Liebe erweckten, in Verbindung mit seiner Jugendkraft, die unbestimmte Sehnsucht nach einer neuen Liebe. Jacques gehörte zu jenen Künstlern und Dichtern, welche die Leidenschaft zu einem Werkzeuge für die Kunst und die Poesie machen, und deren Geist nur dann thätig ist, wenn er durch die Kräfte des Herzens in Bewegung gesetzt wird. Sein Schaffen war ein Kind des Gefühls, und in die kleinsten Gegenstände, welche er schaffte, legte er einen Theil seines Selbst. Er bemerkte, daß Erinnerungen allein ihm nicht mehr genügten, und daß sein Herz, gleich dem Mühlsteine, welcher sich abnutzt, sobald das Korn mangelt, aus Mangel an Bewegung sich leer fühle. Die Arbeit hatte keinen Reiz mehr für ihn; die Erfindung, sonst

fieberhaft und freiwillig kommend, vermochte er nur mit Anstrengung seiner Geduld herbeizurufen; er war unzufrieden und es gab Momente, in welchen er seine alten Freunde, die Wassertrinker, um ihr Leben beneidete.

Er suchte sich zu zerstreuen, ging dem Vergnügen nach und knüpfte neue Verbindungen an. Er besuchte unsern Freund Rudolph, den er in einem Kaffeehause kennen gelernt, häufig; Beide faßten eine große Zuneigung zu einander. — Jacques sprach zu ihm von der Leere, die sein Inneres erfüllte. Rudolph begriff ihn sogleich.

„Ich kenne Das, mein Freund," antwortete er, und ihm auf die Brust, in die Gegend des Herzens, klopfend, fügte er hinzu: „Rasch, das Feuer hier wieder angezündet; schaffen Sie sich ohne Säumen eine kleine Leidenschaft, und die Gedanken kommen wieder."

„Ach," erwiderte Jacques, „ich habe Franzine zu innig geliebt."

„Das hindert Sie nicht, sie immerfort zu lieben. Sie werden sie auf den Lippen einer Andern küssen."

„Wenn ich nur ein Wesen fände, das ihr ähnlich ist!"

Mit diesen Worten entfernte sich Jacques, ganz in Träume versunken.

. . . .

Sechs Wochen später hatte Jacques das Feuer seiner frühern Schöpferkraft wieder gefunden; er hatte es an den zärtlichen Blicken eines niedlichen Mädchens — Marie genannt, deren krankhafte Schönheit entfernt an die arme Franzine erinnerte — wieder angezündet. — Es konnte in der That kaum etwas Hübscheres geben, als die kleine Marie, welche achtzehn Jahre weniger sechs Wochen alt war, wie sie zu bemerken niemals vergaß. Ihre Liebschaft mit Jacques war beim Vollmondscheine auf einem bal champêtre entstanden, auf welchen er allein gekommen war, den er aber nicht so verließ.

Indessen vergaß er seine Franzine nimmer; wie Rudolph ihm gesagt, küßte er sie täglich auf Mariens Lippen, und arbeitete im Stillen an der Statue, welche das Grab der Todten schmücken sollte.

Als er eines Tages Geld erhalten hatte, kaufte er für Marien ein Kleid, ein schwarzes Kleid. Das junge Mädchen war sehr zufrieden, nur fand sie, daß Schwarz für den Sommer doch gar zu dunkel sei. Jacques sagte ihr indessen, daß er die schwarze Farbe sehr liebe und daß sie ihm ein großes Vergnügen bereiten würde, wenn sie das Kleid täglich anziehe. — Sie gehorchte.

Eines Sonnabends sagte Jacques zu ihr: „Morgen komm recht früh, wir wollen auf das Land gehen."

„O, wie schön!" rief Marie. — „Ich spare Dir

eine Ueberraschung auf — Du wirst sehen, morgen wird gutes Wetter sein.“

Marie arbeitete zu Hause die ganze Nacht, um ein neues Kleid — die Frucht ihrer kleinen Ersparnisse — fertig zu machen, ein hübsches rosenfarbenes Kleid. Und am Sonntage kam sie, in ihrem neuen Schmucke prangend, in Jacques' Atelier.

Der Künstler empfing sie frostig, fast roh.

„Und ich glaubte Dir ein rechtes Vergnügen zu machen, wenn ich in dieser Toilette käme,“ sagte Marie schüchtern, da sie sich Jacques' kaltes Benehmen nicht erklären konnte.

„Wir gehen heute nicht aus,“ antwortete dieser, „Du kannst nach Hause zurückkehren, ich habe zu thun.“

Marie entfernte sich mit gepreßtem Herzen. Auf dem Heimwege begegnete ihr ein junger Mann, der die Geschichte von Jacques' Liebe kannte und Marien früher den Hof gemacht hatte.

„Nun, Marie, Sie sind nicht mehr in Trauer?“ fragte er.

„In Trauer? Um wen?“

„Wie, das wissen Sie nicht? Und das ist doch bekannt genug! Das schwarze Kleid, welches Sie von Jacques erhalten haben ...“

„Nun?“ fragte Marie.

„Nun, das war die Trauer; Jacques ließ Sie um Franzine trauern.“

Von diesem Tage an sah Jacques Marie nicht wieder.

Dieser Bruch war sein Unglück. — Schlechte Tage kehrten wieder, er hatte keine Arbeit und gerieth in solches Elend, daß er, nicht wissend, was aus ihm werden sollte, seinen Freund, den Arzt, bat, seine Aufnahme in irgend ein Hospital zu vermitteln. — Er wurde in das Hospital Saint-Louis aufgenommen. Er täuschte sich über seinen Zustand selbst keineswegs; er wußte, daß er auf dem Wege war, mit Franzine wieder vereinigt zu werden. Da er noch arbeiten und gehen konnte, so erbat er sich von dem Director der Anstalt ein kleines, nicht gebrauchtes Zimmer, um darin zu arbeiten. Seine Bitte wurde erfüllt, er ließ sich einen Modellbock, Bossirhölzer und Thon kommen, und arbeitete während der ersten vierzehn Tage an der für Franzinens Grab bestimmten Figur, einem großen Engel mit ausgebreiteten Flügeln, der seiner Geliebten Züge trug. Die Arbeit ward aber nicht vollendet, denn bald konnte Jacques die Treppe nicht mehr steigen und kurze Zeit darauf durfte er das Bett nicht verlassen.

Eines Tages bekam er das Journal des ihn behandelnden Praktikanten in die Hände, — als er die ihm verordneten Arzneimittel las, sah er, daß er ver-

loren sei. Er schrieb an seine Familie und ließ die Schwester Genovefa kommen, welche ihm fortwährend den ganzen Schatz ihrer milden, barmherzigen Sorgfalt angedeihen ließ.

„Meine Schwester," sagte er, „oben in dem Zimmer, welches mir eingeräumt worden war, ist eine kleine Figur in Gyps; sie stellt einen Engel vor und war für ein Grab bestimmt — aber ich hatte die Zeit nicht, sie in Marmor auszuführen. Und doch habe ich ein schönes Stück Marmor, weiß, mit rosenrothen Adern. — Ich vermache Ihnen die Statuette, stellen Sie dieselbe in der Kapelle auf."

Wenige Tage darauf starb Jacques. — Da seine Beerdigung an demselben Tage stattfand, an welchem die Gemäldeausstellung eröffnet wurde, so begleiteten ihn die Wassertrinker nicht mit zu Grabe. — „Die Kunst geht Allem vor!" hatte Lazare gesagt.

Jacques' Familie war nicht reich, und der Künstler hatte kein Erbbegräbniß.

Er wurde in einer Ecke des Friedhofs in der Stille beerdigt; kein Kreuz, kein Stein schmückt sein vergessenes Grab.

XVII.

Musette's Launen.

Am Tage nach dem splendiden Souper, welches der „alte Medicis“ unsern vier Zigeunern gegeben, erwachten diese sehr spät, als gerade die Mittagsglocke auf einer benachbarten Kirche ertönte. Sie sahen sich alle Vier mit einem melancholischen Lächeln an.

„Hört die Glocke, welche die gläubige Menschheit zum Refectorium ruft,“ unterbrach Marcel die Stille.

„Ja wohl,“ entgegnete Rudolph, „es ist die Stunde, zu welcher anständige Leute in den Eßsaal gehen.“

„Dann müßten wir doch erst sehen, anständige Leute zu werden,“ murmelte Colline.

„O Ihr gesegneten vier Mahlzeiten meiner Kinderjahre, was ist aus Euch geworden? wohin seid Ihr entschwunden?“ setzte Schaunard mit melancholischer, träumerischer Stimme hinzu.

„In dieser Stunde mögen doch wohl wenigstens hunderttausend Stück Coteletten in Paris auf dem Roste schwitzen,“ fuhr Marcel fort.

„Und eben so viel Beefsteaks,“ ergänzte Rudolph.

Während die vier Freunde das schreckliche, tägliche Problem des Frühstücks aufstellten, riefen die Kellner des im Hause wohnenden Restaurateurs aus vollem Halse die Bestellungen der Gäste aus; — fürwahr, eine Antithese voll der bittersten Ironie!

„Wenn doch nur die Schurken da unten schweigen wollten,“ sagte Marcel, „jedes Wort ist wie ein Hieb, um meinen Magen auszuhöhlen.“

„Der Wind wehet aus Norden,“ bemerkte Colline gravitätisch, indem er auf die Windfahne eines benachbarten Daches zeigte, „heute werden wir nicht frühstücken — die Elemente treten uns entgegen.“

„Wie so?“ fragte Marcel.

„Das ist eine atmosphärologische Beobachtung, die ich schon vor einiger Zeit gemacht habe,“ fuhr der Philosoph fort; „der Nordwind bezeichnet fast stets Enthaltsamkeit, ebenso wie der Südwind gewöhnlich Vergnügen und gutes Leben andeutet. Die Philosophie nennt dies „Botschaften von oben.“

Bei nüchternem Magen hatte Gustav Colline wirklich fürchterliche Einfälle, einen Witz zum Haarsträuben.

In diesem Augenblicke stieß Schaunard, welcher

so eben mit dem einen Arm in den Abgrund gefahren war, welchen er mit dem Namen „Tasche“ bezeichnete, einen lauten Schrei des Schmerzes aus, und zog die Hand rasch wieder zurück.

„Hilfe! Hilfe! Es ist etwas in meinem Paletot!“ heulte er, und suchte vergebens seine zwischen die gewaltigen Scheeren eines lebenden Hummers geklemmte Hand loszumachen.

Auf sein Geschrei antwortete plötzlich ein anderer Schrei. Es war Marcel, welcher maschinenmäßig mit seiner Hand in die Tasche gefahren war und dort einen Schatz entdeckte, dessen er gar nicht mehr gedacht; d. h. das Geld, welches er am Abend vorher von dem Juden Medicis erhalten.

Zugleich wurde den Zigeunern das durch den Weindunst vom vorigen Tage her noch etwas umnebelte Gedächtniß wieder heller; die Erinnerung kehrte vollkommen zurück.

„Seit gegrüßt, Ihr Herren,“ sagte Marcel, indem er einen Haufen Thaler, unter welchen fünf oder sechs neue Goldstücke funkelten, auf den Tisch ausbreitete.

„Die reizenden Töne,“ bemerkte Schaunard, als er den Klang des Goldes vernahm.

„Wie schön diese Münzen sind,“ fügte Rudolph hinzu; „man könnte sie für Bruchstückchen der Sonne halten. Wenn ich König wäre, so würde ich nur

solche Münzen prägen lassen, und sie sollten sämmtlich mit dem Conterfei meiner Geliebten geschmückt werden."

„Wo kommt aber dies Vieh her?" fragte Marcel, auf den in der Stube auf Entdeckungsreisen begriffenen Hummer deutend.

„Ich erinnere mich, daß ich gestern eine Reise durch Medicis Küche machte. Ich muß glauben, daß mir dies „Reptil" in die Tasche gekrochen ist; doch kann ich's nicht für gewiß behaupten. Da ich das Vieh einmal habe, so will ich es auch behalten; ich will es füttern und roth anstreichen, dann sieht es fideler aus. Seit Phemie's Abgange bin ich ganz traurig; jetzt habe ich doch wenigstens Gesellschaft."

„Meine Herren, paßt auf," rief Colline plötzlich, „der Wind hat sich nach Süden gedreht, wir werden also frühstücken."

„Das glaube ich selbst," erwiderte Marcel, ein Goldstück nehmend, „diese Köchin hier soll uns ein gutes Frühstück und zwar mit gehöriger Sauce besorgen."

Lange und gründlich waren die Debatten über die Charte. Ueber jede Schüssel wurde abgestimmt, und nur die Stimmenmehrheit entschied über „Annehmen oder Ablehnen." Die auf Schaunards Vorschlag gebrachten Eierspeisen, sowie die weißen Weine, wurden abgelehnt; als heftiger Gegner der letztern zeigte sich besonders Marcel, mit einer Rede, welche glänzendes

Zeugniß gab von seinen tiefgehenden önologischen Kenntnissen. „Die erste Pflicht eines Weines ist die, roth zu sein," rief der Maler: „geht mit Euren Weißweinen."

„Aber Champagner?" rief Schaunard ein.

„Ach was. Ein eleganter Cider, ein epileptisches Lakrizenwasser. Ich gebe alle Keller von Epernay und Aï für ein einziges Gebind Burgunder. Uebrigens haben wir ja heute hier keine Grisetten zu verführen und keine Vaudeville's zu dichten. Ich stimme durchaus gegen den Champagner."

Da das Programm einmal angenommen war, so ging Schaunard in Colline's Begleitung zu dem im Hause wohnenden Restaurant, um das Frühstück zu bestellen.

„Wir wollen einheizen," meinte Marcel.

„Ich habe Nichts dagegen," erwiderte Rudolph; „das Thermometer ladet uns dazu schon längst ein. Der Kamin wird sehr erstaunt sein darob." Und er lief zur Treppe, und sagte Colline, er möge Holz besorgen.

Schaunard und Colline kehrten bald zurück, in Begleitung eines mit Holz beladenen Kohlenträgers. Als Marcel nach altem Papiere zum Anzünden des Feuers suchte, fand er zufällig einen mit Bleistift geschriebenen Brief von Musette's Hand, auf Tag und Stunde ein Jahr alt, aus jener Zeit her, wo sie und Marcel

noch zusammen wohnten. Er ging bei Seite und las folgende Worte:

„Mein Geliebter!

„Beunruhige Dich meinetwegen nicht; ich komme bald zurück. Ich bin spazieren gegangen, um mich durch das Gehen etwas zu erwärmen; es friert im Zimmer und der Holzhändler ist hartherzig. Ich habe die letzten zwei Stuhlbeine zerschlagen; diese haben aber nicht einmal so lange gebrannt, daß man ein Ei dabei hätte kochen können. Auch pfeift der Wind durch die Scheiben, wie wenn er hier zu Hause wäre und bläs't mir eine Menge böser Rathschläge in die Ohren, die Dir Kummer verursachen würden, wenn ich auf sie hörte. Ich will lieber einen Augenblick ausgehen, und die Läden des Stadtviertels besuchen. Es soll dort Sammet zu **10** Fr. das Meter geben; das ist kaum glaublich — ich muß es selbst sehen. Zum Essen bin ich wieder zurück.

„Musette.“

„Armes Mädchen,“ sagte Marcel nachdenklich, und steckte den Brief bei.

Um diese Zeit lebten die Zigeuner schon lange als — Witwer, — Colline ausgenommen, dessen Geliebte stets unsichtbar und anonym geblieben war.

Marcel und Musette hatten sich einige Mal ge=

troffen, ein flüchtiges Postscript zu der Geschichte ihrer Verbindung hinzugefügt und endlich entschieden gebrochen.

Phemie, Schaunards liebenswürdige Gefährtin, hatte eine gleichgesinnte Seele getroffen, welche ihr ihr Herz, ein Mobiliar von Mahagonyholz und einen Ring von ihrem Haar, von ihrem brennend rothen Haar verehrte. Vierzehn Tage nach diesem Geschenk wollte ihr aber ihr neuer Geliebter das Mobiliar und sein Herz wieder nehmen, — da er an ihrem Finger einen Ring — einen Haarring — aber einen schwarzen Haarring bemerkt hatte. Und er schöpfte Verdacht.

Indessen hatte Phemie doch nicht aufgehört, treu und tugendhaft zu sein, — nur war sie von ihren Freundinnen wegen des Ringes von rothen Haaren so stark geneckt worden, daß sie, Phemie, die schöne Färberin, ihn schwarz färben ließ. Der Herr war ob dieser Erklärung zufrieden, daß er Phemie ein seidenes Kleid — das erste in ihrem Leben — kaufte. An dem Tage, wo sie es zum ersten Male trug, rief sie: „Jetzt kann ich ruhig sterben."

Musette war wiederum zu einer, ich möchte fast sagen, officiellen Persönlichkeit geworden; seit drei oder vier Monaten hatte Marcel sie nicht wieder gesehen. — Von Mimi hatte Rudolph nichts wieder gehört, ausgenommen durch sich selbst, wenn er allein war.

„Was ist das?" rief Rudolph plötzlich, als er

Marcel träumend am Kamin sitzen sah. „Will das Feuer nicht brennen?“

„Es brennt schon,“ antwortete Marcel, das Holz anzündend, welches knisternd emporloderte.

Marcel setzte sich, während seine Freunde mit den Vorbereitungen zur Mahlzeit ihren Appetit reizten, von Neuem in eine Ecke, und legte den Brief zu einigen andern Andenken, welche ihm von Musette geblieben waren. Plötzlich erinnerte er sich an eine Frau, welche die genaue Bekannte seiner früheren Geliebten war.

„Ah!“ rief er laut genug, um gehört werden zu können, „jetzt weiß ich, wo ich sie finde.“

„Finden — wen?“ fragte Rudolph. „Was willst Du da machen?“ setzte er hinzu, als er den Künstler im Begriff sah, zu schreiben. „Ach Nichts; ein eiliger Brief, den ich vergessen. Ich stehe Euch im Augenblicke zu Diensten,“ antwortete Marcel, und schrieb:

„Mein liebes Kind!

„Ich habe Geld in meinem Secretair liegen; eine rosige Laune des Schicksals hat mir dazu verholfen. Wir erwarten ein großartiges Frühstück, welches in diesem Augenblicke bereitet wird; es giebt edle Weine, im Kamine brennt ein Feuer, wie bei ehrlichen Bürgersleuten. — Das muß man sehen, pflegtest Du früher zu sagen. Komm' einen Augenblick zu uns;

Du triffst nur Rudolph, Colline und Schaunard, Du singst uns ein Lied zum Dessert — auch Dessert wird da sein, — und wenn wir einmal bei Tische sind, so bleiben wir auch gewiß acht Tage dabei. Fürchte also nicht, zu spät zu kommen. Es ist ja schon so lange her, daß ich Dich nicht lachen hörte! Rudolph wird Dir Galanterieen sagen, und wir werden allerhand Sorten Flüssigkeiten auf unsere vergangene Liebe trinken — und auf ihr Wiederaufleben. Unter Leuten, wie wir, ist der letzte Kuß niemals der letzte! — Ach, wenn es im vergangenen Jahre nicht so kalt gewesen wäre, so hättest Du mich vielleicht nicht verlassen. Du hast mich um eine Reisigwelle und weil Du keine rothen Hände haben wolltest, getäuscht; — Du hast wohl gethan, ich verdenke es Dir nicht; komm' aber und wärme Dich, so lange das Feuer brennt."

„Ich umarme Dich tausendmal.

„Marcel."

Nachdem er diesen Brief vollendet, schrieb er einen andern an Madame Sidonie, Musette's Freundin, und bat sie, den eingeschlossenen Brief sofort an Letztere gelangen zu lassen. Dann ging er hinunter zum Portier, welcher die Briefe besorgen sollte. Als er den Mann für den Weg im Voraus bezahlte, sah dieser in der Hand des Malers ein Goldstück glänzen, und bevor er sich auf den Weg machte, ging er zum Hauseigenthü-

mer, und benachrichtigte diesen, bei welchem Marcel die Miethe noch schuldete, von dem eben Wahrgenommenen. —

„Mein Herr," keuchte er, „der Künstler im sechsten Stocke hat Geld! Sie wissen schon, der Große, der mir immer in's Gesicht lacht, wenn ich ihm die Quittung bringe."

„Ja wohl," erwiderte der Hausherr, „derselbe, der so kühn war, mir Geld ableihen zu wollen, um mir eine Abschlagszahlung geben zu können. Ich habe ihm gekündigt."

„Ja doch, mein Herr. Allein heute ist er ganz vollgestopft von Gold. Er giebt einen Schmaus — es wäre ein guter Zeitpunkt ..."

„Wirklich," rief der Hausherr, „da will ich sogleich hinauf gehen." —

Madame Sidonie war zu Hause, als der Brief ankam, und sie schickte ihre Kammerfrau sogleich ab, um den an Musette adressirten Brief zu besorgen.

Diese bewohnte ein reizendes Quartier auf der Chaussée d'Antin. In dem Augenblicke, als sie den Brief empfing, war sie nicht allein, und hatte zu demselben Abend ein großes dîner de cérémonie vorbereitet.

„Ein Wunder!" rief Musette, wie eine Tolle lachend.

„Was giebt es denn?" fragte ein schöner junger Mann, wie eine Statue dastehend.

„Eine Einladung zum Diner. Haha, wie sich das trifft!“

„Das trifft sich schlecht,“ sagte der junge Mann.

„Wie so?“ war Musette's Frage.

„Wie! ... Denken Sie denn daran, hinzugehen?“

„Ich glaube wohl, daß ich daran denke. ... Richten Sie sich ein, wie Sie wollen.“

„Aber, meine Theure, das ist doch durchaus unschicklich ... gehen Sie doch ein anderes Mal.“

„Ei, das wäre hübsch! Ein anderes Mal! Es ist eine alte Bekanntschaft. Marcel sendet mir die Einladung, und dies ist außerordentlich genug, daß ich selbst hingehe und sehe. Ein anderes Mal! Das geht nicht, denn ein ordentliches Diner in der Wohnung ... das ist seltner, als die Sonnenfinsternisse.“

„Wie! Sie halten uns nicht Wort, um einen solchen Menschen zu besuchen — und sagen mir das. ...“

„Wem soll ich es denn sonst sagen? Etwa dem Großtürken? Der geht Marcel Nichts an.“

„Sie nehmen sich aber eine sonderbare Freiheit heraus.“

„Sie wissen doch wohl, daß ich es nicht wie die Andern mache,“ erwiderte Musette.

„Was würden Sie aber wohl von mir denken, wenn ich Sie gehen ließe, und dabei wüßte, wohin Ihr Weg Sie führt. — Bedenken Sie, Musette, das ist

für Sie, wie für mich, höchst unschädlich; lassen Sie sich bei dem jungen Manne entschuldigen. ...“

„Mein lieber Herr Maurice,“ antwortete Musette mit ganz fester Stimme, „Sie kannten mich, ehe Sie mich nahmen; — Sie wußten, daß ich voll von Launen bin, und daß keine lebende Seele sich rühmen kann, mich von einer Grille abzubringen.“

„Fordern Sie von mir, was Sie wollen,“ erwiderte Graf Maurice. „Aber dies! Es ist eine Laune ... und Laune. ...“

„Maurice, ich gehe zu Marcel, — ich gehe,“ wiederholte sie nochmals, indem sie ihren Hut aufsetzte, „verlassen Sie mich, wenn Sie wollen: aber ich kann nicht widerstehen; Marcel ist der beste Junge auf der Welt, — und der Einzige, den ich jemals geliebt habe. Wenn sein Herz von Gold gewesen wäre, so würde er es haben schmelzen und mir daraus Ringe machen lassen. Armer Bursche!“ fuhr sie fort, und zeigte seinen Brief ... „sehen Sie, da er ein bischen Feuer hat, so ladet er mich ein, ich soll zu ihm kommen, und mich bei ihm wärmen. — Ach, wenn er nur nicht so faul wäre! Und wenn es nur keinen Sammet und keine Seidenstoffe in den Magazinen gegeben hätte! Dann würden wir vom Morgen bis zum Abend unserer Jugend bei einander geblieben sein ... Ich war mit ihm sehr glücklich; er hatte das Talent, mich seinem Willen zu unterwerfen, und er ist es, der mir, wegen meiner

Lieder, den Namen Musette gegeben hat. Wenigstens sind Sie sicher, daß ich, wenn ich zu ihm gehe, wieder zu Ihnen zurückkehre ... wenn Sie mir nicht etwa die Thür vor der Nase zuschlagen.“

„Sie können nicht offner gestehen, daß Sie mich nicht lieben,“ sagte der junge Mann bitter.

„Gehen Sie, lieber Maurice, — Sie sind ein Mann von zu viel Geist, als daß Sie darüber mit mir ein ernsthaftes Gespräch anfangen sollten. Sie besitzen mich, wie ein schönes Pferd in Ihren Ställen; und ich liebe Sie ... weil ich den Luxus liebe, und das Geräusch der Feste, Alles, was klingt, und Alles, was strahlt; — lassen Sie uns nicht sentimental werden, das wäre lächerlich und unnütz.“

„So lassen Sie mich wenigstens mitgehen.“

„Sie werden sich aber nicht im Geringsten amusiren — und würden am Ende uns hindern, uns zu freuen. — Denken Sie doch nur daran, daß mich Marcel nothwendiger Weise küssen wird!“

„Haben Sie wohl jemals einen gefälligeren Menschen gefunden, als mich, Musette?“

„Herr Vicomte,“ antwortete das Mädchen, — „eines Tages fuhr ich mit Lord *** in den elysäischen Feldern und begegnete Marcel und seinem Freunde Rudolph, die zu Fuß und sehr schlecht angezogen, dabei beschmutzt waren, wie Schäferhunde, und ihre Pfeifen rauchten. — Seit drei Monaten hatte ich Mar=

cel nicht gesehen und mein Herz wollte aus dem Wagen springen. — Ich ließ halten und plauderte mit ihm eine halbe Stunde lang, während die schöne Welt von ganz Paris an uns vorbei spazieren fuhr. — Marcel bot mir Kuchen von Nanterre und einen Veilchenstrauß für einen Sou an; ich nahm Beides und befestigte den Letztern an meinem Gürtel. Als er sich entfernte, wollte ihn Lord *** zurückrufen und ihn einladen, mit uns zu diniren. Ich küßte ihn für seine Mühe. So ist mein Charakter, mein lieber Herr Maurice, — wenn er Ihnen nicht gefällt, so sagen Sie es rasch — dann will ich gleich meine Pantoffeln und mein Nachtmützchen nehmen und davon gehen."

„So hat es zuweilen doch auch sein Gutes, arm zu sein!" sagte der Vicomte Maurice, mit einer Miene voll kummervollen Neides.

„O nein," rief Musette, — „war Marcel reich, so hätte ich ihn niemals verlassen."

„So gehen Sie denn," sagte Maurice, und drückte ihr die Hand; — „Sie haben Ihr neues Kleid angezogen; — es sitzt Ihnen prachtvoll."

„Das ist übrigens auch wahr," erwiderte sie, „es ist, wie wenn ich heute Vormittag eine Ahnung gehabt hätte. Leben Sie wohl."

Musette hatte diesen Tag eine hinreißende Toilette gemacht; niemals hatte das Gedicht ihrer Jugend und Schönheit einen verführerischeren Einband. Uebri-

gens war ihr das Genie der Eleganz instinktartig eigen. Als sie zur Welt gekommen, war sicherlich der erste Gegenstand, den sie mit dem Auge gesucht, ein Spiegel gewesen, um sich in ihren Windeln zurecht zu legen, und bevor sie zur Taufe getragen wurde, hatte sie schon die Sünde der Koketterie begangen. Zu der Zeit, als sie in sehr dürftigen Verhältnissen lebte, als sie noch auf Kleider von gedrucktem Kattun, auf die kleinen Häubchen und auf die Schuhe von Ziegenleder beschränkt war, trug sie diese ärmliche und einfache Grisettenuniform zum Entzücken hübsch. Die Grisetten, diese niedlichen Mädchen, halb Bienen, halb Grillen, welche die ganze Woche hindurch singend arbeiteten und Gott nur um etwas Sonnenschein zum Sonntage baten, liebten gewöhnlich mit dem Herzen und stürzten sich zuweilen aus dem Fenster.

Diese Gattung ist heutzutage ganz ausgestorben, Dank der jetzigen Generation der jungen Männer, einer durch und durch verderbten und verderblichen, dabei aber höchst anmaßenden, aufgeblasenen und brutalen Generation. Um des Vergnügens willen, elende Paradoxa machen zu können, haben sie diese armen Mädchen wegen ihrer durch die geheiligten Narben der Arbeit verstümmelten Hände verhöhnt, Hände, welche bald nicht mehr genug erwerben konnten, um sich hinlängliche Mengen von Mandelkleien zu kaufen. Nach und nach haben jene edlen Jünglinge diesen Mädchen ihren

Dünkel, ihre Anmaßung eingeimpft, und seitdem ist die Grisette verschwunden. Es wurde nun die Lorette geboren. Eine hybride Race, impertinente Geschöpfe, mittelmäßige Schönheiten, deren Boudoir ein Comptoir ist, in welchem sie die Stücken von ihrem Herzen feil halten, wie man Roastbeefschnitte machen würde. Die meisten von diesen Mädchen, welche das Vergnügen entehren, und welche die Schmach der modernen Galanterie sind, haben nicht immer die Klugheit der Thiere, deren Federn ihre Hüte schmücken.

Obwohl Musette gezwungen war, unter solchen Geschöpfen zu leben, so hatte sie weder die Sitten, noch das Benehmen derselben angenommen; sie war fern von der niedrigen habsüchtigen Servilität, welche so gewöhnlich ist bei jenen Geschöpfen, die nur ein Rechenbuch lesen und nur in Zahlen schreiben können. Musette war ein intelligentes, geistvolles Mädchen, in deren Adern etwas von Manons Blut floß; widerspenstig gegen alles Erzwungene, hatte sie niemals einer Laune widerstehen können oder wollen, welche Folgen auch daraus entstehen mochten.

Marcel war in der That der einzige Mann, welchen sie wirklich geliebt hatte. Und er war wenigstens der Einzige, für welchen sie wirklich gelitten hatte. Es war die ganze Hartnäckigkeit der Instinkte, welche sie zu „Allem, was glänzt und zu Allem, was klingt,“ zogen, nöthig gewesen, daß sie ihn verließ. Sie war

zwanzig Jahre alt; der Luxus war für sie beinahe ein zu ihrer Gesundheit durchaus nöthiges Bedürfniß. Sie konnte ihn wohl eine Zeitlang entbehren, allein sie war nicht im Stande, ihm völlig zu entsagen. Sie kannte ihre Unbeständigkeit, und hatte deshalb auch nie einwilligen wollen, an ihr Herz das Vorhängeschloß eines Treueschwurs zu legen. Viele junge Leute hatten sie heiß geliebt, Männer, für welche auch sie selbst die lebhafteste Zuneigung gefühlt hatte; und immer hatte sie gegen dieselben mit einer vorsichtigen Rechtlichkeit gehandelt. Die Verbindungen, welche sie einging, waren einfach, frei und ländlich, wie die Liebeserklärungen von Molière's Bauern. — „Sie mögen mich gern; ich mag Sie auch leiden; — topp, lassen Sie uns die Hochzeit feiern.“ — Zehnmal hätte Musette, wenn sie gewollt, eine „feste Stellung,“ eine sogenannte Zukunft, finden können. Aber sie glaubte wenig an die Zukunft und bekannte sich in Bezug auf dieselbe zu Figaro's Skepticismus.

„Morgen,“ pflegte sie zu sagen, „ist ein täglicher Vorwand, den die Menschen erfunden haben, um ihre Geschäfte nicht heut zu thun. Morgen, da ist vielleicht ein Erdbeben. — Heute dagegen, ist das feste Land.“

Einst machte ihr ein vornehmer junger Mann, mit welchem sie fast ein halbes Jahr zusammen gelebt hatte, den ernstlich gemeinten Vorschlag, ihn zu heira-

then. Musette lachte ihm bei dieser Proposition geradezu in's Gesicht.

„Ich sollte meine Freiheit in einen Heirathscontract einsperren; nimmermehr!“ sagte sie.

„Aber ich zittre fortwährend aus Furcht, Sie zu verlieren.“

„Sie würden mich viel eher verlieren, wenn ich Ihre Frau wäre,“ antwortete Musette; „lassen Sie uns davon nicht weiter sprechen; übrigens bin ich nicht frei!“ Bei den letzten Worten dachte sie ohne Zweifel an Marcel.

So verlebte sie ihre Jugend, indem sie Viele und beinahe auch sich selbst glücklich machte. Der Vicomte Maurice, mit welchem sie in diesem Augenblicke zusammen lebte, hatte viele Mühe mit diesem unbändigen, freiheitstrunkenen Geiste, und er erwartete Musette's Rückkehr von Marcel mit einer „oxydirten“ Ungeduld der Eifersucht.

„Wird sie wohl dort bleiben?“ fragte sich der junge Mann den ganzen Abend hindurch, mit bangem Herzen.

„Der arme Maurice,“ dachte Musette, — „er findet dies etwas gewaltsam. — Ah bah! Die Jugend muß gezogen werden.“ — Dann dachte sie, indem ihr Geist zu „andern Uebungen“ überging, an Marcel, zu welchem sie ging, und indem sie über die ganze Armee von Erinnerungen, welche der Name ihres früheren Anbeters in ihr rege gemacht, Heerschau hielt, fragte

sie sich, welches Wunder ihm einmal den Tisch gedeckt habe. Im Gehen las sie den Brief des Künstlers noch einmal und sie wurde doch etwas traurig. Doch währte dies nur einen Augenblick. Sie dachte mit Recht, daß dies weniger als jemals Gelegenheit sei, über ihre Heiterkeit einen Trauerflor auszubreiten. Sie eilte daher weiter, fröhlich wie ein Vogel, der seinem alten Neste zufliegt.

Plötzlich fing es an stark zu schneien. Sie sah sich nach einem Wagen um, fand aber keinen, und da sie gerade in der Straße war, wo ihre Freundin Madame Sidonie wohnte, so ging sie zu dieser, um abzuwarten, bis das Unwetter vorüber sein würde.

Als sie eintrat, fand sie eine zahlreiche Gesellschaft, welche einen seit drei Tagen angefangenen Landsknecht fortsetzte.

„Lassen Sie sich nicht stören," bat Musette, „ich komme nur, um sogleich wieder zu gehen."

„Du hast Marcels Brief erhalten?" fragte Sidonie ganz leise.

„Ja wohl," lautete Musette's Antwort, „ich danke Dir; ich will jetzt zu ihm. Er hat mich zum Essen eingeladen. Wenn Du mit mir gehen willst, so wirst Du Dich sehr amüsiren."

„Ach nein, das geht nicht," erwiderte sie, auf den Spieltisch deutend.

Während die Spieler ihre Partie fortsetzten, plauderten beide Frauenzimmer ganz leise.

Fast zu derselben Zeit setzten sich die Zigeuner zu Tische. Während der ganzen Mahlzeit war Marcel auffallend unruhig; sobald sich das geringste Geräusch auf der Treppe hören ließ, wechselte er die Farbe.

„Was hast Du denn?“ fragte Rudolph. „Man sollte denken, Du erwartetest noch Jemand.“

„Sind wir denn nicht vollzählig?“ erwiderte der Künstler, warf aber dem Dichter einen Blick zu, an welchem Dieser sogleich begriff, welcher Gedanke den Freund beschäftigte.

„Es ist wahr,“ dachte er, „wir sind nicht vollzählig.“

Marcels Blick sprach „Musette“, Rudolphs Blick wollte „Mimi“ sagen.

„Frauenzimmer fehlen noch,“ sagte plötzlich Schaunard. —

„Was Teufel,“ rief Colline, „schweig mit Deinen lasciven Bemerkungen; wir sind übereingekommen, daß Niemand von Liebe sprechen soll — das verdirbt die Saucen.“

Und die Freunde tranken aus größeren Humpen, — und draußen fiel der Schnee — und auf dem Heerde flammte das wärmende Feuer; Rudolph sang den Refrain eines alten Trinkliedes.

Da klopfte es an die Thür.

Marcel sprang auf und öffnete. Es war Musette — nicht.

Auf der Schwelle erschien ein Mann in vorgerückten Jahren, von nicht unangenehmem Aeußeren, aber in einen Schlafrock gekleidet, welcher sehr schlecht gearbeitet war.

„Ich finde Sie da in guter Verfassung," bemerkte er, als er die Tafel erblickte, in deren Mitte eine gigantische Hammelkeule thronte.

„Der Herr Hauswirth!" rief Rudolph; — „man erzeige dem Herrn die Ehre, die ihm gebührt" — und er fing an, mit Messer und Gabel auf seinem Teller einen Wirbel zu trommeln.

Colline bot ihm seinen Stuhl dar, — und Marcel rief:

„Schaunard, ein reines Glas für den Herrn. — Sie kommen gerade zur rechten Zeit, Herr Wirth. — Wir waren so eben im Begriff, einen Toast auf den Besitz auszubringen. Mein Freund dort, Herr Colline, sprach rührende Dinge über diesen Gegenstand. Da Sie gekommen sind, so wird er von Neuem anfangen, Ihnen zur Ehre. Fange wieder an, Colline."

„Verzeihung, meine Herren, sagte der Hausbesitzer, „es sollte mir Leid thun, wenn ich Sie störte."

Bei diesen Worten entfaltete er ein kleines Papier, welches er in der Hand hatte.

„Was ist das?" fragte Marcel.

Der Hauswirth hatte inzwischen forschende Blicke im Zimmer umher geworfen, und da er das Gold und Silber auf dem Kaminsimse liegen sah, erwiderte er hastig:

„Die Quittung, ich hatte bereits die Ehre, sie Ihnen vorzeigen zu lassen.“

„Ganz recht,“ antwortete Marcel, „mein treues Gedächtniß erinnert mich vollkommen an die näheren Umstände; es war an einem Freitage — den 8. October — zwischen zwölf und ein Viertel auf ein Uhr — ganz recht!“

„Sie ist mit meiner Unterschrift versehen,“ sprach der Hausherr, „und wenn Sie es nicht derangirt, so...“

„Mein Herr,“ antwortete Marcel, „ich hatte mir bereits vorgenommen, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Ich habe weitläufig mit Ihnen zu reden.“

„Ich stehe ganz zu Ihrem Befehle.“

„Haben Sie doch die Güte,“ fuhr Marcel fort, „und nehmen Sie Etwas zu sich.“

Damit goß er ihm ein Glas Wein ein; dann fuhr er fort:

„Sie haben mir da kürzlich ein kleines Papier übersendet, mit dem Bilde einer Dame, welche eine Waage in der Hand hält. Die Botschaft trug die Unterschrift: Godard.“

„Das ist mein Huissier,“ sagte der Hausbesitzer.

„Der Herr schreibt eine ganz schofle Hand,“ fuhr

Marcel fort; „mein Freund Colline dort, der so viele fremde Sprachen kennt, wollte mir diese Depesche übersetzen — sie kostet fünf Francs Porto.“

„Es ist eine Kündigung,“ erwiderte der Wirth, „eine Vorsichtsmaßregel ... es ist so der Gebrauch.“

„Richtig, eine Kündigung. Ich wollte Ihnen meine Aufwartung machen, um mit Ihnen über diese Sache zu reden, — ich wünschte sie in einen neuen Miethcontract verwandelt zu sehen. — Das Haus gefällt mir, — die Treppe ist reinlich, — die Straße belebt — und dann Familienrücksichten, — tausend Dinge fesseln mich an diese Mauern.“

„Aber,“ sagte der Wirth, indem er seine Quittung von Neuem entfaltete, „der letzte Termin ist noch zu bezahlen.“

„Wir wollen ihn auch bezahlen, mein Herr — das ist meine Absicht.“

Indeß verlor der Eigenthümer den Kamin, auf welchem das Geld lag, nicht aus den Augen, und die Anziehungskraft seiner lüsternen Blicke war so groß, daß die Thaler sich zu bewegen und nach ihm zuzukommen schienen.

„Ich bin glücklich, gerade in einem Augenblicke zu kommen, wo wir, ohne daß es Sie genirt, diese kleine Rechnung abmachen können.“

Mit diesen Worten überreichte er Marcel die Quittung, und da dieser den Angriff nicht pariren konnte,

so sann er auf einen anderen Ausweg, sich aus dieser Schlinge zu ziehen.

„Sie haben, wie ich glaube, Besitzungen in den Departements?“ fragte er seinen Gläubiger.

„Ach, das ist sehr wenig; ein kleines Landhaus in Burgund, eine Meierei, nicht der Rede werth ... die Pächter bezahlen nicht, und so kommt diese kleine Einnahme gerade zur rechten Zeit. Es macht **60** Francs, wie Sie wissen.“

„Sechzig Francs, ganz richtig,“ erwiderte Marcel, ging zum Kamin und holte drei Goldstücke. — „Wir sagen sechzig Francs,“ und damit legte er die drei Louis-d'ors in einiger Entfernung von dem Hauswirthe auf den Tisch.

Schaunard, Colline und Rudolph sahen der Scene mit Unruhe zu.

„Da Sie aus Burgund stammen, mein Herr,“ nahm Marcel wiederum das Wort, „so können Sie es nicht ausschlagen, ein paar Wörtchen mit einem alten liebenswürdigen Landsmanne zu wechseln.“

Und indem er eine Flasche alten Mâcon entkorkte, goß er dem Hauswirth ein volles Glas ein.

„Sicherlich,“ sagte dieser und trank. „Niemals habe ich ihn besser getrunken.“

„Er ist von einem Onkel von mir, welcher mir von Zeit zu Zeit einige Körbe von der Sorte schickt.“

Der Wirth war aufgestanden und streckte die Hand

gegen das vor ihm liegende Geld aus, als ihn Marcel von Neuem zurückhielt und rief:

„Sie werden sich doch nicht weigern, mir noch einmal Bescheid zu thun?“

Dabei schenkte er ihm noch ein Glas ein und zwang ihn, mit ihm und den drei anderen Freunden zu zechen.

Der Hauswirth wagte es nicht, dies abzuschlagen. Er trank von Neuem, setzte sein Glas nieder und wollte wieder auf das Geld losfahren, als Marcel rief:

„Da fällt mir noch Etwas ein, mein Herr. Ich habe in diesem Augenblicke etwas Geld; mein burgundischer Onkel hat mir einen kleinen Zuschuß zu meinem Jahrgelde geschickt. Ich fürchte fast, daß ich das Geld durchbringe, denn Sie wissen ja, Jugend hat keine Tugend. Wenn es Ihnen recht ist, so will ich die Miethe auf ein Vierteljahr im Voraus bezahlen.“

Damit nahm er zwölf Stück Fünffrankenthaler, und zählte dieselben neben die drei Louisd'or auf dem Tische auf.

„Da will ich Ihnen gleich die Quittung auch für das zukünftige Vierteljahr ausstellen,“ sagte der hocherfreute Wirth; „ich habe die Schemata dazu in der Tasche; ich will ein solches ausfüllen und voraus datiren. — Es ist doch ein netter Kerl, dieser Miethsmann,“ sagte er ganz leise vor sich hin, und liebäugelte mit den 120 Francs.

Die drei anderen Zigeuner, welche Marcels Diplomatie nicht begriffen, blieben ganz stumm vor Staunen.

„Aber das Kamin raucht, das ist sehr unbequem,“ fuhr Marcel sorglos fort.

„Warum haben Sie das nicht früher gesagt? Ich hätte sogleich den Ofenbauer kommen lassen,“ erwiderte der Hausbesitzer, welcher nicht zurückstehen wollte. — „Morgen sollen die nöthigen Arbeiter sogleich kommen.“

Und nachdem er die zweite Quittung vollständig ausgefüllt hatte, legte er sie zu der ersten, übergab sie beide Marcel und näherte seine Hand wiederum dem Gelde.

„Sie können gar nicht glauben, wie gelegen mir diese Summe kommt, Herr Marcel. Ich habe für Reparaturen an meinem Hause mehrere nicht unbedeutende Rechnungen zu bezahlen und war wirklich sehr in Verlegenheit …“

„Es thut mir sehr leid, daß ich Sie ein wenig warten lassen mußte.“

„Ach, das hatte keine Noth … Meine Herren … Ich habe die Ehre …“ und seine Hand streckte sich nochmals aus.

„Erlauben Sie mir,“ bemerkte Marcel, „wir sind noch nicht am Ende. Sie kennen das Sprüchwort: Wenn der Wein eingeschenkt ist …“ und er füllte das Glas seines Hauswirths von Neuem.

„So muß man ihn trinken, ganz recht,“ sagte dieser Letztere, und setzte sich aus Höflichkeit wiederum.

Diesmal verstanden die Freunde an einem Blicke, welchen Marcel ihnen zuwarf, was er im Schilde führte.

Inzwischen fing der Hauswirth an, außerordentlich verliebte Blicke zu werfen. Er neigte sich auf seinem Stuhle hin und her, erzählte lustige Schwänke und versprach Marcel, der ihn um einige Reparaturen im Zimmer bat, fabelhafte Verschönerungen.

„Jetzt das schwere Geschütz vor!“ sagte der Maler ganz leise zu Rudolph und zeigte auf eine Flasche mit Rum. —

Nach dem ersten Gläschen sang der Hausherr eine Zote, welche selbst Schaunard erröthen ließ.

Nach dem zweiten Gläschen erzählte er von seinem ehelichen Unglück — und da seine Frau Helene hieß, so verglich er sich mit Menelaos.

Nach dem dritten Gläschen fiel er in eine philosophische Verzückung und schwatzte erhabenen Unsinn. Dann schenkte er Schaunard sein specielles Vertrauen und erzählte ihm von seiner heimlichen Liaison mit einem jungen Mädchen, Namens Euphemie, welcher er ein Ameublement von Mahagonyholz geschenkt habe — und er entwarf ein so detaillirtes Bild von diesem jungen Mädchen mit ihrer naiven Zärtlichkeit — daß sein Zuhörer von einem sonderbaren Verdachte beschlichen

wurde, welcher zu einer Gewißheit wurde, als der Hauswirth einen Brief von seinem „Schatze“ aus der Brieftasche hervorzog und ihm denselben zeigte.

„Himmel!“ rief Schaunard, als er die Unterschrift sah. „Grausame, Du stößest mir einen Dolch in's Herz!“

„Was hat er denn?“ riefen die ob dieser auf dem Kothurn einherstolzirenden Sprache erstaunten Zigeuner. „Hat er ein Stückchen Tragödie verschluckt?“

„Seht,“ entgegnete Schaunard, „dieser Brief ist von Phemie; seht hier den Klecks, der die Unterschrift bedeuten soll.“

Und er ließ den Brief seiner früheren Geliebten herumgehen; er begann mit den Worten:

„Mein lieber Dicker!“

„Das bin ich, ihr lieber Dicker,“ rief der Hauswirth, und versuchte vom Stuhle aufzustehen. Doch waren alle seine Anstrengungen vergeblich.

„Sehr gut,“ sagte Marcel, ihn beobachtend, „jetzt hat er Ankergrund gefunden.“

„Phemie, — grausame Phemie,“ murmelte Schaunard, „Du machst mir vielen Kummer!“

„Ich habe ihr ein kleines Entresol ausmeublirt, in der Rue Coquenard, Nr. 12,“ meinte der Hausbesitzer. „Es ist niedlich, ganz niedlich dort ... allein es hat mir auch vieles Geld gekostet ... Doch die aufrichtige Liebe kennt kein Geld, und dann habe ich auch zwanzig-

tausend Francs Renten ... Sie verlangt Geld von mir," fuhr er fort und nahm den Brief zurück ... „ich werde ihr dieses Sümmchen dort geben; darüber wird sie sich freuen."

Und damit streckte er die Hand nach dem ihm von Marcel ausgezahlten Gelde aus.

„Nun, was ist das?" fragte er erstaunt, und tappte auf dem Tische umher, „wo ist das Geld geblieben?"

Das Geld war verschwunden.

„Ein anständiger Mann kann und darf sich zu so schuldvollen Manövers nicht hergeben," hatte Marcel gesagt. „Mein Gewissen, die Moral verbieten mir, das Miethgeld für meine Wohnung in die Hände dieses alten Wüstlings zu geben. — Ich werde die Miethe für diesmal nicht bezahlen; aber ich brauche mir wenigstens keine Vorwürfe zu machen. — Welche Sitten! Ein solcher alter Kahlkopf und noch so üppig!"

„Rue Coquenard, Nr. 12," murmelte Schaunard ... „es ist gut, daß ich's weiß. Ich habe meine Absichten."

Der Herr Hauswirth war während dieser Zeit vollkommen „fertig" geworden, und hielt mit ganz lauter Stimme unsinnige Gespräche mit den Flaschen.

Da er seit mehreren Stunden fehlte, so war seine Frau ängstlich geworden und schickte ihre Magd nach ihm aus.

Als diese ihren Herrn in solchem Zustande sah, fing sie laut an zu schreien.

„Was haben Sie mit meinem Herrn gemacht?“ fragte sie die Freunde.

„Nichts,“ sagte Marcel, „der Herr kam so eben, um den Miethzins zu holen — und da wir kein Geld hatten, so haben wir ihm Zeit gegeben.“

„Aber er hat sich ja betrunken,“ wehklagte das Mädchen.

„Das war schon zum größten Theile besorgt, als er heraufkam,“ antwortete Rudolph; „er sagte, er wäre in seinem Weinkeller gewesen und habe dort aufgeräumt.“

„Und er hatte seinen Verstand schon so weit verloren, daß er uns die Quittungen ohne das Geld hier lassen wollte,“ setzte Colline hinzu.

„Geben Sie dieselben der Madame,“ sagte der Maler und übergab dem Mädchen die Quittungen; „wir sind rechtliche Männer und wollen von seiner Trunkenheit keinen Nutzen ziehen.“

„Ach Gott, was wird Madame sagen?“ rief die Magd, und zog den Hauswirth, welcher auf keinem Beine stehen konnte, mit sich weg.

„Endlich!“ sprach Marcel.

„Er wird morgen wiederkommen,“ meinte Rudojph; „er hat das Geld einmal gesehen.“

„Wenn er wiederkommt,“ war Marcels Antwort,

„so drohe ich ihm, seine Frau von seinen Verhältnissen zu Phemie in Kenntniß zu setzen — und dann wird er uns sicherlich Aufschub geben. — Wohin willst Du?“ fragte er, als Schaunard sich zum Gehen anschickte.

„Nr. 12, Rue Coquenard“, — antwortete der Musiker.

Die anderen Drei fuhren fort zu bechern und zu rauchen. Nur Marcel hatte etwas Besinnung behalten, und jeden Augenblick, sobald sich nur das geringste Geräusch auf der Treppe hören ließ, öffnete er die Thür. — Mitternacht war da — Musette aber nicht.

„Vielleicht war sie nicht zu Hause, als mein Brief ankam, — dann findet sie ihn heute Abend, wenn sie heim kommt, und besucht mich morgen — auch dann wird ja noch Feuer da sein. — Jedenfalls kommt sie.“

Und damit legte er sich an das Kamin und schlief ein.

In demselben Augenblicke, wo er, von Musette träumend, einschlummerte, verließ diese das Haus ihrer Freundin, bei welcher sie sich so lange aufgehalten hatte. — Sie war nicht allein — ein junger Mann begleitete sie — an der Thür erwartete sie ein Wagen — sie stiegen Beide hinein — und im Galopp ging es davon.

Die Partie Landsknecht bei Madame Sidonie war noch immer im Gange.

„Wo ist Musette?“ fragte plötzlich einer der Spieler.

„Wo ist der kleine Seraphin?“ ein Anderer.

Sidonie lachte.

„Sie haben sich Beide aus dem Staube gemacht — das ist eine merkwürdige Geschichte. — Diese Musette ist doch ein sonderbares Geschöpf. — Denken Sie sich ...“

Und sie erzählte der Gesellschaft, daß Musette, nachdem sie sich wegen der Annahme von Marcels Einladung mit dem Vicomte Maurice fast überworfen, auf dem Wege zu Marcel zufällig einen Augenblick bei ihr eingetreten sei, und den jungen Seraphin getroffen habe. —

„Ich dachte mir gleich Etwas,“ unterbrach Sidonie ihre Erzählung; „ich habe Beide den ganzen Abend beobachtet; der junge Mann ist nicht übel. Kurz, sie haben sich davon gemacht, ohne ein Wort zu sagen. — Die Sache ist doch ganz närrisch, wenn man bedenkt, daß Musette in ihren Marcel ganz toll verliebt ist.“

„Wenn sie in Marcel verliebt ist, weshalb nimmt sie den Seraphin, beinahe noch ein Kind? Er hat noch nie eine Maitresse gehabt,“ bemerkte ein junger Mann.

„Sie will ihn lesen lehren,“ sagte ein anwesender Journalist.

„Das ist einerlei,“ meinte Sidonie, „aber weshalb Seraphin? das geht über meinen Verstand!“

„Ach! Ja wohl, weshalb Seraphin?“

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Fünf Tage hindurch führten die Freunde, ohne die Wohnung zu verlassen, das heiterste Leben von der Welt. Vom Morgen bis zum Abend blieben sie am Tische sitzen. In dem von einer schrecklichen Atmosphäre erfüllten Zimmer herrschte eine bewundernswürdige Unordnung. Auf einer fast ganz aus Austernschalen bestehenden Klippe lag eine Armee von Flaschen der verschiedensten Formen. Der Tisch war mit Speiseresten von jeder Art bedeckt, und in dem Kamine brannte ein Wald. —

Am sechsten Tage machte Colline, der Ceremonienmeister, wie gewöhnlich, den Speisezettel des Frühstücks, des Mittagessens, des Vesperbrotes und der Abendmahlzeit, und unterwarf ihn der Kritik seiner Freunde, welche ihn, als Zeichen der Genehmigung, mit ihrem Namen unterzeichneten.

Als aber Colline den Schubkasten des Secretairs aufzog, welcher als Kasse diente, um das für die Consumtion des Tages nöthige Geld herauszunehmen, prallte er plötzlich zwei Schritte zurück und wurde bleich, wie Banquo's Geist.

„Was giebt's?“ fragten die Anderen nachlässig.

„Es giebt — nur noch dreißig Sous!“ erwiderte der Philosoph betrübt.

„Was Teufel!“ rief Rudolph, „das erheischt eine bedeutende Umänderung unserer Karte. Doch — dreißig Sous gut angewendet ... Nun, Trüffeln werden wir wohl schwerlich bekommen.“

Bald darauf war die Tafel angerichtet. Das Mahl bestand aus drei sehr symmetrisch zugerichteten Schüsseln, mit Häringen, Kartoffeln und Käse.

Im Kamine brannten zwei daumengroße Holzscheite; draußen fiel der Schnee unaufhörlich.

Die vier Freunde setzten sich an den Tisch und entfalteten ihre Servietten mit vielem Ernst.

„Sonderbar,“ sagte Marcel, „dieser Häring schmeckt wie ein Fasan.“

„Das kommt von der Art und Weise her, wie ich sie zugerichtet habe,“ antwortete Colline; „der Häring wird gar häufig verkannt.“

In diesem Augenblicke ließ sich auf der Treppe ein fröhliches Lied hören, und gleich darauf klopfte es an die Thür. Marcel öffnete. — Musette flog ihm um den Hals und hielt ihn fünf Minuten lang fest umschlungen. Er fühlte, wie sie in seinen Armen zitterte.

„Was hast Du?“ fragte er.

„Mich friert,“ antwortete sie und trat an das Kamin.

„Ach, und wir hatten so schön eingeheizt!“

„Ja,“ sagte Musette und blickte auf die Rudera

der seit fünf Tagen fortgesetzten gastronomischen Studien unserer Freunde, „ich komme zu spät!“

„Weshalb?“ fragte Marcel.

„Weshalb?“ sagte Musette erröthend.

Und sie setzte sich auf Marcels Schooß; — sie zitterte fortwährend, und ihre Hände waren ganz blau.

„Du warest also nicht frei?“ fragte Marcel ganz leise. —

„Ich, nicht frei!“ rief sie. — „Ach, Marcel! — Wenn ich mitten unter den Sternen, wenn ich im Paradiese säße, und Du gäbest mir ein Zeichen, ich sollte zu Dir hinabkommen; — ich, nicht frei ...“

Und sie fing wieder an zu zittern.

„Ich sehe fünf Stühle hier in der Stube,“ nahm jetzt Rudolph das Wort; „das ist eine ungleiche Zahl; der fünfte hat überdies eine lächerliche Form.“

Und er stieß den Stuhl gegen die Wand, daß er zerbrach, und warf die Stücken in's Kamin. Das Feuer loderte hell und lustig empor. Dann gab er Colline und Schaunard ein Zeichen und entfernte sich mit ihnen.

„Wohin?“ fragte Marcel.

„Wir wollen Tabak kaufen,“ — lautete die Antwort. —

Marcel dankte ihnen mit einem Blicke.

„Weshalb bist Du nicht früher gekommen?“ fragte er nochmals.

„Frag' mich nicht," entgegnete sie lebhaft und umarmte ihn; — „frag' mich gar Nichts! Laß mich an Deiner Seite mich erwärmen, so lange mich friert. — Du siehst, ich hatte mein schönstes Kleid angezogen, als ich wegging, um hierher zu kommen. Allein ich konnte nicht widerstehen ... und ich machte mich auf den Weg ... Ach, das Feuer ist wohlthätig," fügte sie hinzu, und hielt ihre zarten Hände an die Flamme, — „ich will bis Morgen bei Dir bleiben. Bist Du damit zufrieden?"

„Es ist sehr kalt hier, und wir haben Nichts zu essen. Du bist zu spät gekommen!" wiederholte er.

„Ach, das ist einerlei," sagte Musette; „dann gleicht es hier den früheren Zeiten um so mehr!"

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Rudolph, Colline und Schaunard blieben nach ihrem Tabak vierundzwanzig Stunden aus. Als sie zurück kamen, war Marcel allein.

Vicomte Maurice sah Musetten nach sechstägiger Abwesenheit zurück kommen. Er machte ihr keinen Vorwurf, sondern fragte sie nur, weshalb sie so traurig wäre. —

„Ich habe mich mit Marcel gezankt; wir sind im Bösen auseinander geschieden."

„Und doch, wer weiß, ob Sie nicht bald wieder einmal zu ihm zurückkehren!"

„Was wollen Sie, Maurice, ich muß von Zeit zu Zeit die Atmosphäre jenes Lebens athmen. — — Meine tolle Existenz ist gleich einem Liede; jede meiner Liebschaften ist eine Strophe, — aber Marcel ist der stete Refrain!“ —

XVIII.

Vicomtesse Mimi.

„Nein, nein, Sie sind nicht mehr Lisette, nicht mehr Mimi, Sie sind heute Frau Vicomtesse, übermorgen können Sie Herzogin sein, denn Ihr Fuß hat die Staffel zur Größe betreten. Die Thür Ihrer Träume hat sich endlich vor Ihren Schritten weit geöffnet, und Sie treten siegreich und triumphirend ein. — Ich wußte wohl, daß Sie eine oder die andere Nacht so beschließen würden; denn so mußte es kommen, Ihre weißen Händchen waren zur Arbeit nicht geschaffen, und verlangten schon längst den Ring einer aristokratischen Verbindung. Endlich haben Sie ein Wappen. — Ich möchte aber doch dasjenige vorziehen, welches die Jugend Ihrer Schönheit giebt, die, durch Ihre blauen Augen und Ihr blasses Gesicht, in Lasur auf Lilienfeld geviertheilt zu sein schien. Edeldame

oder Proletarierin, Sie sind immer reizend, und ich erkannte Sie wohl, als Sie neulich Abends mit schnellem, fein beschuhtem Fuße, mit der behandschuhten Hand die Falbeln Ihres neuen Kleides erhebend, zum Theil, um es nicht zu beschmutzen, besonders aber um Ihre gestickten Unterröcke und Ihre durchsichtigen Strümpfe zu zeigen, auf der Straße gingen. Sie trugen einen Hut von wunderbarem Schnitt, so eben ganz neu aus den Händen irgend einer Fee der Mode hervorgegangen, und Sie selbst schienen über den reichen Spitzenschleier, der diesen reichen Hut umwallte, in Verlegenheit versetzt zu sein. Wirklich, eine große Verlegenheit! denn es galt zu wissen, was besser und für Ihre Koketterie vortheilhafter wäre, diesen Schleier herabgelassen, oder zurückgeschlagen zu tragen. — Trugen Sie ihn herabgelassen, so geriethen Sie in Gefahr, von Denjenigen Ihrer Freunde, die Ihnen hätten begegnen können, und welche sicherlich zehnmal an Ihnen vorübergegangen sein würden, ohne zu ahnen, daß dieser kostbare Mantel die kleine Mimi verbarg, nicht erkannt zu werden; andererseits wären Sie, wenn Sie den Schleier zurückgeschlagen hätten, in die Gefahr gerathen, daß dieser letztere nicht gesehen würde, und wozu hätten Sie ihn dann wohl getragen! Sie haben diese Schwierigkeit siegreich zu umgehen gewußt, indem Sie von zehn zu zehn Schritten den Schleier abwechselnd herabfallen ließen und wieder zurückschlugen, dies

wunderbare Gewebe, welches ohne Zweifel in dem Lande der Spinnengewebe, Flandern genannt, gewebt worden, und welches allein mehr gekostet hat, als Ihre ganze frühere Garderobe. — Ach, Mimi — Verzeihung! — Ach, Frau Vicomtesse, ich hatte wohl Recht, — Sie sehen es jetzt selbst ein — als ich Ihnen sagte: Geduld, verzweifeln Sie nicht; die Zukunft geht schwanger mit Cachemirshawls, mit Brillantschmuckkästchen, mit kleinen Soupers rc. rc. — Und Sie Ungläubige wollten meinen Worten keinen Glauben schenken! Und doch sind meine Prophezeiungen wahr geworden, und Sie können mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß es dabei noch nicht bleibt, wenn ich Ihnen ganz leise zuflüstere, daß ich bereits das Wiehern der vor ein blaues Coupé gespannten, von einem bepuderten Kutscher geführten Pferde höre, welcher den Schlag vor Ihnen niederschlägt, und fragt: „Wohin geht es, Madame?“ Glauben Sie mir aber auch, wenn ich Ihnen sage, daß Sie, wenn Sie später — ach, so spät als möglich, das Ziel Ihres lange geschmeichelten Ehrgeizes erreicht haben, eine Table d'Hôte in den Batignolles halten werden, wo Ihnen alte Soldaten und Seladons auf halbem Sold den Hof machen und bei Ihnen heimlich ihre Partie Landsknecht und Baccarats machen. — Bevor aber die Zeit kommt, in welcher die Sonne Ihrer Jugend zum Untergange sich neigt, werden Sie noch manche Elle Sammet und Seide ver-

brauchen; wird noch manches Erbgut im Schmelztiegel Ihrer Phantasie geschmolzen werden, wird noch manche Blume an Ihrer Stirn, noch manche Blume unter Ihren Füßen verblühen; wird noch manches Herz unter Ihren Küssen verwelken, werden Sie noch oft Ihr Wappen wechseln, wird abwechselnd auf Ihrem Köpfchen die Kronenschnur der Baronin, die Krone der Gräfin und das Perlendiadem der Marquisinnen glänzen, mit der Devise „Unbeständigkeit“ geziert, und je nach der Laune oder je nach der Nothwendigkeit werden Sie alle jene Anbeter zu befriedigen wissen, welche sich in dem Vorzimmer Ihres Herzens gleichwie vor einem Theater, in welchem ein berühmtes Stück gegeben wird, drängen. — Hinweg darum mit den Erinnerungen, der Ehrgeiz hat sie verdrängt; — der Weg ist schön, und wir wünschen, daß er für Ihre Füße noch lange eben sein möge; vor Allem aber möchte ich wünschen, daß alle diese Pracht, alle diese schönen Anzüge nicht gar zu bald das Leichentuch werden mögen, in welchem Ihr Frohsinn eingesargt wird. —“

So sprach der Maler Marcel zu der jungen Mimi, als er ihr drei oder vier Tage nach ihrer zweiten Trennung von Rudolph begegnete. Obgleich er sich die größte Mühe gegeben, auf die Spöttereien, welche in das von ihm gestellte Horoskop eingewebt waren, einen Dämpfer zu setzen, so ließ sich Mimi von seinen schönen Worten doch nicht täuschen, und begriff sehr

gut, daß er mit wenig Respect vor ihrem neuen Titel über sie gehörig spottete.

„Sie sind sehr schlecht gegen mich, Marcel," erwiderte sie, „ich war immer gut gegen Sie, als ich bei Rudolph lebte, — wenn ich diesen zuletzt verließ, so ist das seine eigne Schuld. Er hat mich Hals über Kopf fortgeschickt, und welche Behandlung habe ich in den letzten Tagen meines Zusammenlebens mit ihm erdulden müssen! Ich war sehr unglücklich, Sie wissen nicht, was Rudolph für ein Mann war, ein Charakter voll Jähzorn und Eifersucht, der mich stückweise mordete. Er liebte mich, ich weiß es wohl, aber seine Liebe war gefährlich, wie ein Feuergewehr, und welche Existenz habe ich in den fünfzehn Monaten geführt, die ich bei ihm verlebte. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, aber bei Rudolph habe ich viel ertragen. — Sie wissen es selbst. Nicht das Elend war es, was mich zur Trennung von ihm veranlaßte — ich war ja von früher her daran gewöhnt — er selbst hat mich verstoßen. Er sagte mir, ich hätte kein Herz, wenn ich bei ihm bliebe; er sagte mir, er liebe mich nicht mehr, ich solle mir einen andern Geliebten suchen; er selbst bezeichnete mir sogar einen jungen Mann, der mir den Hof machte und so war er selbst der Verbindungsstrich zwischen jenem jungen Manne und mir. Mit diesem Letztern lebte ich sowohl aus Aerger, als durch die Nothwendigkeit gezwungen, denn

ich liebte ihn nicht; — Sie wissen, daß ich so junge Leute nicht liebe, denn sie sind langweilig und sentimental wie eine Ziehharmonica. Kurz, was geschehen ist, ist geschehen, ich bereue es nicht, und würde gerade eben so handeln, wenn ich nochmals in solche Verhältnisse käme. Jetzt, wo ich nicht mehr bei Rudolph bin und wo ich, wie er recht wohl weiß, mit einem Andern glücklich lebe, ist er wüthend und fühlt sich sehr unglücklich; ich weiß es von Jemand, der ihn neulich gesprochen, er hatte rothe Augen. Das wundert mich nicht, ich wußte vorher, daß es so kommen und daß er mir nachlaufen würde; allein sagen Sie ihm nur, daß er seine Zeit verschwendet und daß dies Mal Alles ernstlich gemeint ist. — Haben Sie ihn kürzlich gesehen, Marcel, und ist es wahr, daß er sehr verändert ist?" fragte zuletzt Mimi mit einem ganz andern Tone.

„Ja wohl, sehr verändert," antwortete Marcel. „Sehr verändert!"

„Er grämt sich; aber was sollte ich thun? Es ist schlimm für ihn, allein er wollte es so, die Sache mußte endlich ein Ende nehmen. Trösten Sie ihn!"

„Oh! Oh!" sagte Marcel ruhig, „das Beste ist bereits gethan. Aengstigen Sie sich nicht!"

„Sie reden nicht die Wahrheit," erwiderte Mimi mit ironischer Miene, „so rasch tröstet sich Rudolph nicht; Sie hätten nur seinen Zustand an dem Abende,

als ich ihn verließ, sehen sollen. Es war Freitags, ich wollte die Nacht bei meinem neuen Geliebten nicht zubringen, denn ich bin abergläubisch und der Freitag ist ein böser Tag."

„Sie haben Unrecht, Mimi, für die Liebe ist der Freitag ein guter Tag, deshalb nannten ihn auch die Alten: dies Veneris."

„Ich verstehe kein Latein," fuhr Mimi fort. — „Ich verließ also Pauls Wohnung und traf Rudolph, der auf der Straße Schildwacht stand. Mitternacht war vorüber, ich hatte Hunger, und bat ihn daher, Etwas zum Abendbrot zu holen. Nach einer halben Stunde kam er zurück, er war weit gelaufen und hatte wenig mitgebracht: Brot, Wein, Sardinen, Käse und einen Kartoffelkuchen. Ich hatte mich während seiner Abwesenheit niedergelegt; er rückte den Tisch dicht an's Bett, ich stellte mich, als achtete ich nicht auf ihn, allein ich sah ihn doch. Er war todtenbleich; er schauderte und ging im Zimmer umher, wie ein Mensch, der nicht weiß, was er thun soll. Seine Augen fielen in eine Ecke, wo mehrere Pakete mit meinen Habseligkeiten an der Erde lagen. Dieser Anblick schien ihm wehe zu thun, denn er stellte den Ofenschirm vor die Sachen, um sie nicht zu sehen. Wir fingen an zu essen; er reichte mir zu trinken, aber Hunger und Durst waren verschwunden, und mein Herz war sehr gepreßt. Es war kalt, denn wir hatten nichts zum

Einheizen; der Wind fuhr zum Kamin hinein. Das war traurig. Rudolph sah mich an, mit starrem Auge, er nahm meine Hand in die seinige, ich fühlte, wie sie zitterte; sie war brennend heiß und eisig kalt zu gleicher Zeit.

„„Das ist das Leichenmahl unsrer Liebe,““ sagte er ganz leise. Ich antwortete nicht, hatte aber auch nicht den Muth, meine Hand wegzuziehen.

„Ich bin müde, sagte ich zuletzt; es ist spät, wir wollen schlafen.

„Darauf sah er mich an und bemerkte, daß ich eins seiner Halstücher um den Kopf gebunden hatte, um mich ein wenig vor der Kälte zu schützen. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er das Halstuch ab.

„Was machst Du? fragte ich. Mich friert.

„„Mimi,““ antwortete er, „„ich bitte Dich, setze diese Nacht Dein gestreiftes Häubchen auf; das kostet Dir ja nichts.““ Es war ein weiß und braun gestreiftes Nachtmützchen von Indienne, in welchem er mich so gern sah. Da es das letzte Mal war, wo ich bei ihm schlief, so stand ich auf und holte die Mütze, vergaß aber dabei, den Ofenschirm wieder vor mein Gepäcke zu setzen. Als Rudolph dies bemerkte, that er es. — „„Gute Nacht!““ sagte er dann. — Gute Nacht, antwortete ich. Ich glaube, wenn er mich umarmt hätte, so würde ich mich nicht geweigert haben, — allein er nahm nur meine Hand und bedeckte

sie, wie er früher so oft gethan, mit Küssen, — ich hörte seine Zähne klappern, und fühlte, daß sein ganzer Körper kalt war, wie Marmor. Er hielt meine Hand fest und legte seinen Kopf auf meine Schulter, die bald feucht wurde. — Rudolph war in einem furchtbaren Zustande. Er nahm die Bettdecke in den Mund, um nicht laut zu weinen, allein ich hörte unterdrücktes Schluchzen und fühlte, wie seine Thränen auf meine Schulter fielen, daß sie erst brannten und dann gleich Eis fühlten. In diesem Augenblicke mußte ich allen Muth zusammen nehmen, denn ich durfte nur ein Wort sagen, durfte nur den Kopf wenden, so hätte mein Mund Rudolphs Lippen getroffen und wir wären noch einmal versöhnt gewesen. — Ach! Einen Augenblick glaubte ich wirklich, daß er in meinen Armen sterben, oder daß er wahnsinnig werden würde — wie er es beinahe einmal geworden wäre, Sie wissen ja. Ich gab nach, nahm ihn in meine Arme — denn ich hätte wirklich kein Gefühl haben müssen, wenn ich bei solch furchtbarem Leid unempfindlich geblieben wäre. — Aber ich erinnerte mich an die Worte, die er am Abend zu mir gesagt: Du hast kein Herz, wenn Du länger bei mir bleibst, — denn ich liebe Dich nicht mehr; — und da hätte ich Rudolph in meinen Armen sterben sehen, und durch einen einzigen Kuß haben retten können — ich hätte meine Lippen abgewendet und ihn sterben lassen. —

Endlich sank ich, von Müdigkeit überwältigt, in einen Halbschlummer. — Ich hörte Rudolph fortwährend schluchzen, und ich schwöre Ihnen, Marcel, die ganze Nacht hindurch; als der Morgen kam, und ich das Bett, in welchem ich nun das letzte Mal geschlafen, den Geliebten, den ich zu verlassen im Begriff war, um in die Arme eines Andern zu eilen, betrachtete, — da erschrak ich furchtbar vor den Verheerungen, welche der Schmerz dieser Nacht auf Rudolphs Gesicht hervorgebracht.

„Gleich mir stand er auf, ohne ein Wort zu sagen; bei den ersten Schritten fiel er fast zu Boden, so abgemattet und schwach war er. — Doch kleidete er sich rasch an und fragte mich, wie es mit mir stände. Ich antwortete, daß ich es nicht wisse — da entfernte er sich — ohne ein Wort zu sagen, ohne mir die Hand zu drücken. So haben wir uns verlassen. Welchen Stoß in's Herz muß es ihm gegeben haben, als er mich bei seiner Rückkehr nicht wiederfand?“

„Ich war dabei, als er heimkehrte,“ sagte Marcel zu Mimi, die durch das anhaltende Sprechen ganz erschöpft war; „als er seinen Schlüssel holte, sagte die Frau des Portiers:

„„Die Kleine ist weg.““

„„Das wundert mich nicht,““ antwortete Rudolph; — „„ich erwartete es;““ und er ging auf sein Zimmer. Ich begleitete ihn, da ich eine Krise befürch-

tete; allein er blieb ruhig, und öffnete nur die Schränke und Kästen; als er sie leer fand, schloß er sie wieder.

„„Es ist heute zu spät, ein anderes Zimmer zu miethen,““ sagte er dann; „„wir wollen Morgen früh zusammen danach gehen. Jetzt laß uns essen.“

„Ich glaubte, er wollte sich betrinken, — ich hatte mich aber getäuscht. Wir nahmen eine sehr mäßige Mahlzeit zu uns und zwar in einer Restauration, wo Sie zuweilen mit ihm gegessen haben. Der Wein, welchen ich bestellte — Ihr Lieblingswein — versenkte ihn in Erinnerungen an Sie, ich sprach daher von andern Sachen mit ihm und es war von Ihnen nicht die Rede. Er brachte den ganzen Abend mit mir zu, und schien ganz ruhig zu sein. Was mich am meisten verwunderte, war, daß diese Ruhe nichts Affectirtes hatte. Es war eine aufrichtige, wirkliche Gleichgiltigkeit. Um Mitternacht gingen wir nach Hause zurück.

„„Du scheinst verwundert über meine Ruhe bei meiner Lage,““ sagte er; „„laß mich einen Vergleich machen, der, wenn er auch ziemlich gewöhnlich ist, dennoch das Verdienst hat, daß er richtig ist. Mein Herz ist ein Springbrunnen, dessen Zuflußrohr die ganze Nacht offen gestanden hat; am Morgen ist kein Tropfen Wasser mehr darin. Alle Thränen, die mir geblieben, habe ich diese Nacht geweint. Es ist sonderbar, aber ich hielt mich für reicher an Schmerzen und

— eine einzige Leidensnacht hat mich vollkommen ausgetrocknet, mein Wort darauf! Es ist so, wie ich sage, und zwar in demselben Bette, in welchem ich in der vergangenen Nacht fast mein Leben ausgehaucht, neben einem Weibe, welche kalt blieb, wie ein Stein. Jetzt, wo dieses Weib ihren Kopf auf eines Andern Kissen legt, will ich schlafen wie ein Lastträger, der einen heißen Tag gehabt."

„Schauspielerei, dachte ich; kaum werde ich fort sein, so wird er seinen Kopf gegen die Wand rennen. — Ich verließ ihn und ging auf mein nebenanliegendes Zimmer, blieb aber wach. Um drei Uhr Morgens glaubte ich in Rudolphs Zimmer ein Geräusch zu vernehmen, ich eilte zu ihm, und dachte ihn in einem Fieber der Verzweiflung zu finden ..."

„Nun?" fragte Mimi.

„Nun, mein schönes Kind, Rudolph schlief, das Bett war ganz in Ordnung und bewies, daß sein Schlaf ruhig gewesen und daß er bald eingeschlafen war."

„Möglich," meinte Mimi, „er war die Nacht vorher so angegriffen ... aber am andern Morgen ...

„Am andern Morgen kam Rudolph und weckte mich zu früher Stnnde; dann gingen wir aus und mietheten uns Zimmer in einem andern Hause, welche wir noch an demselben Abend bezogen."

„Und," fragte Mimi weiter, „was that er, als

er das Zimmer verließ, in welchem er mich so sehr geliebt?“

„Er packte seine Sachen ganz ruhig zusammen,“ antwortete Marcel, „und da er in einer Schieblade ein Paar Filethandschuh, welche Sie bei ihm liegen gelassen hatten, so wie zwei oder drei gleichfalls Ihnen gehörende Briefe fand ...“

„Ich weiß wohl!“ unterbrach ihn Mimi mit einem Tone, welcher sagen zu wollen schien: Ich habe sie absichtlich vergessen, damit ihm ein Andenken von mir bleibe.

„Was machte er damit?“

„So viel ich mich erinnere, warf er die Briefe in das Feuer, und die Handschuhe zum Fenster hinaus, aber ohne jede theatralische Geberde, ganz natürlich, wie man es macht, wenn man sich eines unnützen Dinges entledigt.“

„Mein lieber Herr Marcel, ich versichre Sie, ich wünsche von Grunde meines Herzens, daß diese Gleichgiltigkeit dauernd sein mag. Allein ich muß Ihnen nochmals aufrichtig gestehen, daß ich an eine so rasche Heilung nicht glauben kann, und ungeachtet alles Dessen, was Sie mir gesagt, daß das Herz meines armen Dichters gebrochen ist.“

„Möglich,“ antwortete Marcel, indem er sich entfernte, „allein ich müßte mich sehr täuschen — die Bruchstücke sind noch sehr gut.“

Während dieses Gespräches auf öffentlicher Straße erwartete der Herr Vicomte Paul seine neue Geliebte, die sich sehr verspätete und bei der Rückkehr mit dem hochgebornen Herrn Grafen schmollte. Er warf sich vor ihr auf die Kniee und girrte seine Lieblingsromanze vor: — sie sei reizend blaß wie der Mond, zart wie ein Lämmlein; er aber liebe sie wegen der Schönheit ihrer Seele.

„Ach,“ dachte Mimi, indem sie die Wellen ihres braunen Haares auf ihre schneeigen Schultern herabfallen ließ, „mein Rudolph war nicht so exclusiv!“ —

Wie Marcel gesagt hatte, Rudolph schien von seiner Liebe zu Mimi vollkommen geheilt zu sein, und drei oder vier Tage nach seiner Trennung von ihr sah man den Dichter völlig verwandelt. Er war mit einer Eleganz gekleidet, welche ihn seinem eignen Spiegel unkenntlich machte. Uebrigens schien nichts an ihm zu der Furcht zu berechtigen, daß er beabsichtige, sich in den gähnenden Schlund des Nichts zu stürzen, wie Mimi das Gerücht mit allen Arten erheuchelter Beileidsbezeigungen in Umlauf zu setzen gewußt hatte. — Rudolph war in der That vollkommen ruhig; ohne jede Veränderung seiner Gesichtszüge hörte er alle Berichte über die neue, reiche und prächtige Existenz seiner alten Geliebten, welche Gefallen daran fand, ihm diese Nachrichten von einer jungen Frau, welche ihre

Vertraute geblieben war, und Gelegenheit hatte, Rudolph fast allabendlich zu sehen, zutragen zu lassen.

„Mimi ist mit Paul sehr glücklich,“ sagte sie zu dem Dichter; — „sie scheint in ihn völlig vernarrt zu sein. Nur fürchtet sie, daß Sie ihre Ruhe stören würden durch Verfolgungen, welche übrigens für Sie nicht ohne Gefahr sein dürften, denn der Vicomte betet seine Geliebte an, und hat zwei Jahre lang Fechtunterricht gehabt.“

„Oh! Oh!“ rief Rudolph, „meinetwegen kann sie ruhig schlafen; ich verspüre nicht die geringste Lust, Essig in die Süßgkeiten ihres Honigmonats zu bringen. Was ihren jungen Liebhaber anbelangt, so soll er ja seinen Degen am Nagel hängen lassen, wie Castibelza, der Mann mit dem Carabiner. — Ich will die Tage eines adligen Herrn, der noch das Glück hat, Illusionen zur Säugamme zu haben, nicht verkürzen.“ —

Und als Mimi von der Art und Weise, wie ihr alter Liebhaber alle dergleichen Nachrichten aufnahm, in Kenntniß gesetzt wurde, so ermangelte sie niemals, achselzuckend zu antworten:

„Schon gut, schon gut! In einigen Tagen wird man sehen, was das für ein Ende nimmt.“

Indessen war Rudolph mehr, als jeder Andere, über diese plötzliche Gleichgiltigkeit verwundert, ein Gemüthszustand, der ohne die gewöhnlichen Zwischenstufen der Traurigkeit und der Melancholie, auf die Ge-

witterstürme gefolgt war, welche ihn noch vor wenigen Tagen erschüttert hatten. Das Vergessen, welches besonders bei den unglücklich Liebenden so langsam eintritt, das Vergessen, welches sie laut herbeirufen, und welches sie mit lautem Schrei zurückstoßen, wenn sie fühlen, daß es ihnen nahet, dieser unerbittliche Tröster war plötzlich, ohne daß er es hindern konnte, in sein Herz eingezogen, und der Name des früher so sehr geliebten Weibes konnte von nun an erwähnt werden, ohne in seinem Herzen ein Echo zu erwecken. Sonderbar, Rudolph, dessen Gedächtniß so ausgezeichnet war, daß er die in den Tagen seiner entferntesten Vergangenheit geschehenen Dinge, und die Erinnerung an die Wesen, welche in seiner frühesten Jugend irgend einen Einfluß auf sein Leben gehabt, sich geistig zurückzurufen vermochte; Rudolph war, aller Anstrengungen ungeachtet, nicht im Stande, sich vier Tage nach seiner Trennung von Mimi die Züge dieses Geschöpfes, welches seine Existenz zwischen ihren so schwachen Händchen zerbrechen sollte, genau zu vergegenwärtigen. Die Augen, bei deren Schimmer er so oft entschlummert, ihrer konnte er sich nicht mehr erinnern. Jene Stimme, deren Zorn sogar und deren zarte Liebkosungen ihn in Taumel versetzten, ihre Klänge waren ihm entschwunden. Das Vergessen hatte dies Bild aus seiner Erinnerung gänzlich verwischt. Eines Abends traf ihn einer seiner Freunde, ein Dichter gleich ihm, der ihn

seit seinem Scheiden von Mimi nicht gesehen. — Rudolph schien bekümmert und traurig, er ging mit großen Schritten durch die Straße, indem er seinen eleganten Rohrstock schwang.

„Sieh da," rief der Dichter und bot Rudolph die Hand — indem er ihn mit fragenden Blicken maß. Als er sein ernstes Gesicht bemerkte, glaubte er, einen condolirenden Ton annehmen zu müssen.

„Muth, lieber Freund, — ich weiß, so Etwas greift an, aber endlich hätte es doch so kommen müssen; besser jetzt als spät — und nach drei Monaten werden Sie vollkommen geheilt sein."

„Was sprechen Sie denn da eigentlich," sagte Rudolph, „ich bin nicht krank."

„Spielen Sie nur nicht den Helden; ich kenne Ihre Gefühle, und wenn ich sie nicht kennte, so würde ich sie auf Ihrem Gesichte lesen, wo der Kummer mit Lapidarschrift ausgeprägt ist."

„Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht irren. Allerdings bin ich heut Abend sehr bekümmert, allein was den Grund davon anbetrifft, so sind Sie sehr auf dem Holzwege."

„Weshalb vertheidigen Sie sich noch? Es ist ja ganz natürlich; ein Verhältniß von zwei Jahre langer Dauer bricht man nicht so ruhig."

„Sie reden gerade, wie die Andern!" rief Rudolph ungeduldig. — „Sie irren, auf mein Wort, Sie

irren. Ich bin sehr traurig, und mag auch so aussehen, nur deswegen, weil mir mein Schneider zu heut Abend einen neuen Anzug versprochen hatte, und nicht gekommen ist; — das ärgert mich gewaltig."

Der Andere lachte hell auf.

„Folgen Sie meinem Raisonnement, und Sie werden sich überzeugen."

„Gut, ich höre Ihnen zu; beweisen Sie mir nur erst, wie man vernünftiger Weise ein so trauriges Gesicht machen kann, weil ein Schneider nicht Wort gehalten hat."

„Nun, Sie wissen doch," nahm Rudolph das Wort, „kleine Ursachen erzeugen oft die größten Wirkungen. Ich hatte heut Abend einen Besuch von größter Wichtigkeit abzustatten, und kann ihn nun nicht machen, da ich meinen Anzug nicht bekommen habe. Verstehen Sie nun?"

„Durchaus nicht. Bis jetzt sehe ich noch keinen genügenden Grund zur Betrübniß. Sie sind betrübt ... weil ... doch gut! Sie sind aber thörigt, daß Sie mir dergleichen Sachen vorschwatzen wollen. Das ist meine Meinung."

„Sie sind sehr hartnäckig, lieber Freund; es ist immer Grund zur Betrübniß vorhanden, wenn man ein Glück oder auch nur ein Vergnügen versäumen muß, weil es dann meistens doch verloren ist. Ich will mich kurz fassen. Ich hatte heute Abend ein Ren=

dezvous mit einer jungen Frau, welche ich in einem Hause treffen sollte, von wo aus ich sie mit zu mir genommen hätte, wenn dies bequemer gewesen wäre, als zu ihr zu gehen, — oder selbst wenn es unbequemer gewesen wäre. In diesem Hause war heute Abend eine große Soirée, in eine Soirée geht man nur im Frack; ich habe keinen Frack; mein Schneider wollte mir einen solchen bringen; er bringt ihn nicht, ich kann nicht in die Soirée gehen; ich treffe die Frau nicht; diese trifft vielleicht einen Andern; ich kann sie nicht mit zu mir nehmen, kann auch nicht mit zu ihr gehen, vielleicht geht ein Anderer mit ihr oder sie begleitet einen Andern nach Hause. Wie ich Ihnen also sagte, verfehle ich ein Glück oder ein Vergnügen; folglich bin ich betrübt; folglich sehe ich betrübt aus, und das ist doch ganz natürlich!“

„Meinetwegen,“ antwortete sein Freund. „Kaum sind Sie mit einem Fuße aus einer Hölle heraus, so setzen Sie den andern schon in eine neue. Durch die Liebe verwundet, wollen Sie sich durch die Liebe heilen. Sie wollen eine homöopathische Kur machen; allein, lieber Freund, als ich Ihnen da auf der Straße begegnete, hatte es ganz den Anschein, als ob Sie Wache ständen.“

„So war es auch; Ihre Intelligenz hat wahre Luchsaugen.“

„Wir sind nun aber in dem Stadtviertel, wo

Ihre frühere Geliebte wohnt; ist das nicht ein Beweis, daß Sie auf dieselbe warten?"

„Obgleich ich von ihr getrennt bin, so haben mich doch ganz besondere Gründe veranlaßt, in diesem Viertel wohnen zu bleiben; aber obgleich wir nahe bei einander wohnen, so sind wir doch so weit von einander entfernt, wie wenn ich an einem, sie am andern Pole wohnte. Um diese Stunde übrigens sitzt meine frühere Geliebte am Kamine und hat Unterricht bei dem Vicomte Paul in der französischen Grammatik; denn dieser will sie auf dem Wege der Orthographie zur Tugend zurückführen. Wie wird er sie verziehen! Jetzt muß er sich auch darum bekümmern, da er der Hauptredacteur ihres Glückes ist. Sie sehen also, daß Ihre Bemerkungen falsch sind, und daß ich, anstatt der Fährte meiner alten Leidenschaft zu folgen, einer neuen auf der Spur bin; ich hoffe, ich werde bald vertrauter mit ihr werden; ich gebe mir wenigstens alle Mühe."

„Sind Sie wirklich schon verliebt?" fragte der Dichter.

„Mein Herz," antwortete Rudolph, „ist einer Wohnung gleich, welche vermiethet wird, sobald der frühere Miether ausgezogen ist. Uebrigens ist der Ort wohnlich und in vollkommen reparirtem Zustande."

„Und wer ist das neue Idol? Wo und wann haben Sie es gefunden?"

„Wir wollen hübsch nach der Reihe gehen. Als

mich Mimi verlassen hatte, glaubte ich, ich würde mich in meinem ganzen Leben nicht wieder verlieben, mein Herz sei von Kummer, von Erschöpfung oder was Sie sonst wollen, gestorben. Es hatte so lange und so rasch geschlagen, so daß die Sache glaublich war. Ich dachte es zu beerdigen, und gab bei dieser Gelegenheit einen kleinen Leichenschmaus, zu welchem ich einige Freunde einlud. Die Gäste mußten eine traurige Miene annehmen und die Hälse der Flaschen waren mit Flor umwickelt."

„Und Sie haben mich nicht eingeladen!"

„Verzeihen Sie, die Adresse der Wolke, auf welcher Sie thronten, war mir nicht bekannt.

„Einer der Gäste hatte ein junges Mädchen mitgebracht, welche ebenfalls vor Kurzem von ihrem Geliebten verlassen worden war. Einer von meinen Freunden, der das Violoncello der Sentimentalität gut spielt, erzählte ihr meine Geschichte, sprach mit der jungen Witwe von den Qualitäten meines Herzens, des armen Todten, den wir beerdigen wollten, und forderte sie auf, auf dessen ewige Ruhe zu trinken. — Sie aber stand auf, trank auf seine Gesundheit und warf mir einen Blick zu, der Todte zu erwecken vermochte, wie man zu sagen pflegt, und hier konnte man es mit Recht sagen, denn sie hatte ihren Toast noch nicht vollendet, als ich fühlte, wie mein Herz das: O filii etc.

der Auferstehung sang. — Was hätten Sie an meiner Stelle gethan?“

„Eine schöne Frage! — Wie heißt Ihre neue Geliebte?“

„Ich kenne ihren Namen selbst noch nicht, und will ihn nicht früher wissen, als bis wir unsern Contract unterzeichnen. Ich weiß nur, daß meine Zukünftige als Mitgift Frohsinn mitbringt, die Gesundheit des Geistes, und Gesundheit, den Frohsinn des Körpers.“

„Ist sie hübsch?“

„Eine sehr hübsche Blondine. Ich habe genug Ebenholz und Elfenbein gehabt; ich gehe zu den Blondinen über.“

„Arme Mimi,“ sagte der Freund, „so bald vergessen!“

Dieser Name schlug Rudolphs Heiterkeit augenblicklich bedeutend nieder, und gab der Unterhaltung einen andern Charakter. Rudolph nahm seinen Freund beim Arme, und erzählte ihm die Ursachen seines Bruches mit Mimi weitläufig; er machte ihn zum Vertrauten aller Schmerzen, aller Qualen, die er erduldet, er verschwieg ihm jene plötzliche und rasche Verwandlung nicht, welche das Vergessen in ihm hervorgebracht, das Vergessen, welches er nicht einmal herbeigerufen zur Hilfe gegen seinen Schmerz, und wie dieser Schmerz gestorben, in dieser Vergessenheit begraben sei. „Ist

dies nicht ein Wunder?“ fragte er am Schlusse seiner Erzählung den Dichter. Dieser aber, der alle diese schmerzhaften Kapitel zerrissener Liebe aus Erfahrung kannte, antwortete ihm:

„Nein, nein, lieber Freund, kein Wunder; ein Wunder für Sie so wenig, als für Andere. Was Sie erlebt, ist auch mir widerfahren. Die Frauen, welche wir lieben, hören, sobald sie unsre Geliebten werden, auf, für uns das zu sein, was sie wirklich sind. Wir sehen sie nicht allein mit den Augen eines Liebenden, sondern mit den Augen eines Dichters an. Wie der Maler den kaiserlichen Purpur, oder den sternbesäeten Schleier einer heiligen Jungfrau einer Gliederpuppe umwirft, so haben wir stets ganze Magazine von strahlenden Mänteln und blendend reinen Kleidern, welche wir über die Schultern von unintelligenten, unliebenswürdigen, oder gemeinen Geschöpfen werfen, und wenn wir sie so mit dem Costüme bekleidet, unter welchem unsre idealen Geliebten in dem Azur unsrer Träumereien erscheinen, so lassen wir uns immer durch diese Verkleidung fangen; wir verkörpern unsern Traum in dem ersten, dem besten weiblichen Geschöpfe, zu welchem wir in unsrer Sprache reden, und welches uns nicht versteht.“

„Wenn indeß nun aber dies Geschöpf, zu dessen Füßen wir liegen, die göttliche Hülle, unter der wir es verbergen, selbst abreißt, um uns seine ursprüngliche

niedrige Natur und seine trivialen Neigungen desto deutlicher zu zeigen; wenn es uns die Hand an die Stelle seines Herzens legt, wo nichts mehr schlägt, wo vielleicht niemals etwas geschlagen hat; wenn es den Schleier zurückschlägt und uns die erloschenen Augen und den bleichen Mund, und die verwelkten Züge zeigt: — so decken wir den Schleier wieder zu und rufen: Du lügst! Du lügst! Ich liebe Dich und Du liebst mich auch. Diese weiße Brust verhüllt ein Herz, welches seine ganze Jugendlichkeit noch besitzt; ich liebe Dich und Du liebst mich! Du bist schön, bist jung! Unter allen Deinen Fehlern liegt doch die Liebe verborgen. Ich liebe Dich und Du liebst mich!"

„Dann zuletzt, und ach! immer erst zuletzt, nachdem wir uns vergebens dreifache Binden um die Augen gelegt, bemerken wir, daß wir selbst uns von unsern Irrthümern haben täuschen lassen, und wir jagen die Elende, die noch am Abend zuvor unser Idol gewesen, fort; wir nehmen ihr die goldnen Schleier unsrer Poesie, und werfen sie am andern Tage wieder über die Schultern einer Unbekannten, welche uns sofort zum strahlenumkränzten Idol wird — und so sind wir Alle, — übrigens ungeheure Egoisten, die die Liebe lieben, der Liebe wegen, und die diesen göttlichen Nectar aus dem ersten besten Gefäße trinken."

„Das ist sehr wahr, was Sie da sagten!" sprach Rudolph bewegt.

„Ja wohl,“ antwortete dieser, „es ist wahr, und dazu traurig, wie die meisten Wahrheiten. — Gute Nacht!“ — —

Zwei Tage später erfuhr Mimi, daß Rudolph eine neue Geliebte habe. Sie fragte nur danach, ob er die Hände derselben so viel küsse, wie er die ihrigen geküßt.

„Eben so oft,“ entgegnete Marcel. „Er küßt ihr auch überdies die Haare, und sie werden beisammen bleiben, bis dies ein Ende genommen hat.“

„Ach,“ sagte Mimi, mit den Händen in ihre Haare fahrend, „es ist gut, daß er nicht daran gedacht hat, bei mir dasselbe zu thun, sonst wären wir unser ganzes Leben lang zusammengeblieben. — Glauben Sie übrigens, daß er mich wirklich nicht mehr liebt?“

„Bah! ... Und lieben Sie ihn noch?“

„Ich habe ihn niemals geliebt.“

„Und doch, Mimi, doch, Sie haben ihn geliebt, geliebt in jenen seligen Stunden, wo das weibliche Herz wechselt. Sie haben ihn geliebt, verwahren Sie sich dagegen nicht, denn das ist eine Rechtfertigung für Sie.“

„Ach was!“ sagte Mimi. „Er liebt jetzt eine Andere.“

„Das ist freilich wahr, das thut aber nichts zur Sache. Später wird dereinst Ihre Erinnerung an ihn jenen Blumen gleichen, welche man noch ganz

frisch und duftend zwischen die Blätter eines Buches legt, und die man nach langer Zeit wiederfindet, entfärbt, verblüht, aber immer noch mit einem schwachen, an ihre erste Frische erinnernden Dufte!“

— — — — — — — — — —

Als Mimi eines Abends mit leiser Stimme ein Liedchen summte, fragte der Herr Graf Paul:

„Was singst Du da?“

„Den Grabgesang unsrer Liebe, eine neue Composition von Rudolph, meinem früheren Geliebten.“

XIX.

Romeo und Julie.

Angezogen gleich einem Kupferstiche seines Journals, der Echarpe d'Iris, behandschuhet, mit lackirten Stiefeln, rasirt, frisirt, den Schnurrbart gekräuselt, den eleganten Stock in der Hand, das Lorgnon in's Auge geklemmt, freudestrahlend, verjüngt, ganz schön, — so konnte man unsern Freund, den Dichter Rudolph, an einem Abende des Monates November auf dem Boulevard stehen sehen, wo er auf einen Fiaker wartete, der ihn nach Hause zurückbringen sollte.

Rudolph einen Wagen erwartend? Welche Umwälzung war denn in sein Privatleben gekommen?

Zu derselben Stunde, als der so gänzlich umgewandelte Dichter, eine ungeheure Regalia zwischen den Zähnen, mit den vorübergehenden Schönen liebäugelte,

kam einer seiner Freunde seines Wegs daher über denselben Boulevard: der Philosoph Gustav Colline. Rudolph sah ihn kommen und erkannte ihn sofort; denn wer, der diesen jungen Mann nur ein einziges Mal gesehen, hätte ihn verkennen können? Er war, wie immer, mit einem Dutzend alter Bücher beladen, bekleidet mit seinem unsterblichen nußbraunen Paletot, dessen Haltbarkeit auf den Gedanken hätte führen können, daß er von den Römern „gebauet" worden sei, und mit dem berühmten breitkrämpigen Hute — einem Dome aus Filz — auf dem Kopfe, unter welchem die Schwärme der hyperphysischen Träumereien sich bewegten, und der die Pickelhaube der modernen Philosophie genannt worden ist. Er ging langsam und wiederkäuete die Vorrede zu einem Werke, welches seit drei Monaten unter der Presse war — aber nur in seiner Einbildung, — ganz leise. Als er an die Stelle kam, wo Rudolph stand, glaubte er im ersten Augenblick, ihn zu erkennen, aber die außerordentliche Eleganz des Poeten ließ den Philosophen zweifelhaft und ungewiß.

Rudolph mit Handschuhen — mit einem Stocke — Chimäre! utopischer Traum! Welche Verirrung der Ideen! Rudolph frisirt! Er, der fast keine Haare mehr hatte. — Wo hatte ich denn nur meinen Kopf? — Uebrigens singt mein unglücklicher Freund zur Stunde Klagelieder und macht traurige Verse auf seine Mimi, welche, wie ich gehört, ihn im Stiche

gelassen! — Ich bedaure dies junge Mädchen; sie verstand es ausgezeichnet, den Kaffee, das Lieblingsgetränk denkender Köpfe, zuzubereiten. — Doch ich glaube, Rudolph wird sich trösten, und bald eine andre Kaffeeköchin nehmen! — Und Colline war von diesem schlechten Wortspiele so entzückt, daß er gern da capo! gerufen hätte, ... wenn nicht die ernste Stimme der Philosophie in ihm erwacht wäre und ihm ein energisches Halt! zugerufen hätte.

Als er an Rudolph herangekommen war, überzeugte er sich, daß es wirklich sein Freund sei, behandschuhet, frisirt, mit Stock; — es war unmöglich, aber doch wahr.

„Wahrhaftig," rief Colline, „ich täusche mich nicht, Du bist es doch!"

„Ja, ich bin's, der Unglücksel'ge," recitirte Rudolph, und Colline betrachtete nun seinen Freund mit einem Gesichtsausdrucke, wie ihn Herr Lebrun, Hofmaler des Königs, angewendet hat, um die Ueberraschung zu personificiren. Als er aber in Rudolphs Hand eine Strickleiter und einen Käfig, in welchem ein Vogel umherflatterte, erblickte, nahm seine Physiognomie einen Ausdruck an, welchen Herr Lebrun auf seinem Tableau der menschlichen Leidenschaften vergessen hat.

„Ich will Deine Neugierde befriedigen," sagte Rudolph, „nur komm von der Straße weg, denn

sonst möchten Deine Fragen und meine Antworten im Munde einfrieren.“

Sie traten in ein Kaffeehaus. Der Vogel, von der Atmosphäre des Zimmers erwärmt, fing in einer Sprache an zu singen, welche Colline, der doch fast alle Sprachen kannte, durchaus fremd war.

„Nun sag mir endlich,“ fragte er, auf die Strickleiter zeigend, „was ist das da?“

„Ein Bindestrich zwischen meiner Heißgeliebten und mir,“ antwortete Rudolph in süßem Tone.

„Und das?“ fragte der Philosoph weiter, indem er auf den Vogel wies.

„Das ist eine Uhr!“

„Sprich ohne Gleichnisse, in gewöhnlicher Prosa, aber correct.“

„Gut. — Du hast doch Shakespeare gelesen?“

„Ob ich ihn gelesen habe! Er ist ein großer Philosoph. Tobe or not to be ...“

„Erinnerst Du Dich an Romeo und Julie?“

„Ja wohl! — Was soll das aber?“

„Du begreifst nun noch nicht?“ sagte Rudolph, die Leiter und den Vogel zeigend. — „Ich bin verliebt, verliebt in ein Mädchen, welche Juliette heißt.“

„Nun, und?“ fragte Colline ungeduldig weiter.

„Da meine Geliebte Juliette heißt, so habe ich den Plan gefaßt, Shakespeare's unsterbliches Drama einmal in natura aufzuführen. — Zunächst heiße ich

nicht mehr Rudolph, sondern nenne mich von jetzt an Romeo Montague, und Du wirst mich verpflichten, wenn Du mich nur so, und nicht anders nennst. Damit übrigens Jedermann es wisse, so habe ich mir neue Visitenkarten mit jenem Namen stechen lassen. — Auch will ich den Carneval dazu benutzen, ein Sammtwams und einen Degen zu tragen."

„Um Tybalt zu tödten?" sagte Colline.

„Ganz recht. Diese Leiter soll mich zu meiner Geliebten führen, da vor ihrer Wohnung ein Balkon ist." —

„Aber der Vogel, der Vogel?"

„Dieser Vogel, eine Taube, soll die Stelle der Nachtigall vertreten und jeden Morgen die Zeit angeben, wo mich meine Geliebte, deren süßen Armen ich mich entwinden will, um den Hals faßt und mit ihrer zarten Stimme, gerade wie in der Balconscene, zu mir sagen soll: „Nein, noch ist es nicht Tag, — d. h. noch ist's nicht eilf Uhr — auf den Straßen ist es schmutzig — geh' noch nicht, es ist so schön hier. — Um die Illusion vollkommen zu machen, will ich eine Amme miethen, und sie meiner Geliebten zu Diensten stellen, — und ich hoffe, der Kalender wird so gefällig sein, mir von Zeit zu Zeit ein wenig Mondschein zu octroyiren, damit ich den Balcon meiner Julie erklimmen kann. — Was sagst Du zu meinem Project, Philosoph?"

„Ganz hübsch. Aber erkläre mir nur das Ge-

heimniß Deiner prächtigen Hülle, welche Dich ganz unerkennbar macht. — Du bist also reich geworden?“

Rudolph antwortete nicht, sondern gab einem Kellner einen Wink, warf ihm nachlässig einen Louisd'or zu und sagte: „Bezahlen Sie!“ — dann klopfte er auf seine Tasche, welche zu klingen anfing.

„Du hast wohl eine Glocke in der Tasche?“

„Nur einige Louisd'or!“

„Goldne Louisd'or!“ rief Colline, ganz starr vor Erstaunen, — „wie kommt denn das?“ und er betrachtete ein Goldstück mit so brennenden Blicken, daß es fast geschmolzen wäre.

„Bah! der Zufall hat das Geld aus seiner Tasche fallen lassen,“ murmelte Rudolph.

Dann trennten sich die beiden Freunde, — Colline, um von Rudolphs opulentem Leben und seiner neuen Liebe zu erzählen, Rudolph, um heimzukehren.

Dies geschah in der Woche nach Rudolphs zweiter Scheidung von Mimi. — Als der Dichter mit seiner Geliebten gebrochen hatte, fühlte er das Bedürfniß nach einer Veränderung seiner Wohnung, er verließ deshalb mit Marcel zusammen das dunkle Zimmer, und der Wirth sah Beide ohne großes Bedauern scheiden. Sie mietheten zwei neben einander gelegene Stuben in einem und demselben Hause. Das von Rudolph gewählte Zimmer war unvergleichlich besser, als eins von denen, welche er bisher bewohnt; — es enthielt schöne

Möbels und sogar ein Sopha mit Ueberzug von rothem sammetähnlichem Stoffe. Auf dem Kamine standen zwei Porzellanvasen mit Blumen, zwischen ihnen eine Uhr von Alabaster mit geschmacklosen Verzierungen. Die Vasen schloß er in einen Schrank und als der Wirth kam, um die stehen gebliebene Uhr aufzuziehen, bat ihn der Dichter, dies nicht zu thun.

„Die Uhr kann zwar auf dem Kamine stehen bleiben,“ sagte er, „allein nur als Kunstgegenstand. Sie zeigt Mitternacht, das ist eine schöne Stunde; sie soll darauf stehen bleiben. An dem Tage, sobald sie fünf Minuten nach zwölf Uhr zeigt, ziehe ich aus.“

„Eine Uhr,“ fuhr Rudolph, der sich nie unter die Tyrannei des Zifferblattes hatte unterwerfen können, fort, als er allein war, „ist ein erbitterter Feind, welcher uns unerbittlich unsre Existenz Stunde für Stunde, Minute für Minute, nachrechnet und uns jeden Augenblick sagt: Jetzt ist wieder ein Theil Deines Lebens dahin. Ich könnte nicht ruhig schlafen in einem Zimmer, in welchem sich ein solches Folterinstrument befindet, ein Instrument, in dessen Nähe Gemüthlichkeit und Träumerei ganz unmöglich sind. Die Spitzen ihrer Zeiger verlängern sich bis an unser Bett, und stechen uns des Morgens, wenn wir noch in die weichen Süßigkeiten des ersten Schlafes versenkt sind. Es ist Zeit, aufzustehen, verlaß' Deine süßen Träume, raffe Dich empor aus den Liebkosungen Deiner Visionen —

und nicht selten auch der Wirklichkeiten. Geh' an Deine Geschäfte, es ist Zeit!" — Man hat schon genug an einem Kalender," schloß Rudolph, „meine Uhr bleibt also stumm und lahm, oder ..."

Während dieses Selbstgespräches untersuchte er seine neue Wohnung und empfand jene geheime Unruhe, die uns fast jedes Mal überfällt, sobald wir eine neue Wohnung beziehen. — „Ich habe bemerkt," sagte er, „daß die Oertlichkeiten, welche wir bewohnen, einen geheimnißvollen Einfluß auf unsere Gedanken, folglich auch auf unser Handeln, ausüben. — Dies Zimmer ist kalt und schweigend, wie das Grab. Wenn jemals der Frohsinn hier weilt, so muß er von außen hereingebracht werden, und auch dann wird er nicht lange bleiben, denn das Lachen muß unter dieser niedrigen Decke, welche kalt und weiß ist, wie ein Schneehimmel, ohne Echo ersterben. Ach, welches Leben werde ich zwischen diesen Wänden führen!" —

— Und doch tönte dies so traurige Zimmer einige Tage später von heiterem Gelächter wieder; zahlreiche Flaschen erklärten die fröhliche Stimmung der Zecher. Rudolph selbst hatte den ganzen Flor seiner Traurigkeit in die Flamme des Kamins geworfen; er saß in einer Ecke, mit einem jungen Mädchen, welches durch Zufall dahin gekommen war, und dessen er sich bemächtigt hatte. Mit Mund und Hand sagte er ihr die zärtlichsten Dinge und erhielt beim Scheiden das Ver-

sprechen des Wiedersehens. — „Die Gesellschaft war nicht schlecht," dachte er, als er allein war, „mein Aufenthalt hier hat unter guten Auspicien begonnen."

Juliette kam am folgenden Tage zur bestimmten Stunde. Der Abend verging unter Erklärungen. Juliette hatte von Rudolphs neuer Trennung von dem blauäugigen Mädchen, welches er so sehr geliebt, gehört; sie wußte, daß er sich mit demselben, nachdem er schon einmal mit ihm gebrochen, wieder vereinigt hatte, und fürchtete, das Opfer einer nochmaligen Versöhnung zu werden.

„Ich habe nicht die geringste Lust," sagte sie mit einer niedlichen Geberde des Trotzes, „eine lächerliche Rolle zu spielen. Ich muß Ihnen sagen, daß ich ein böses Mädchen bin; sobald ich erst einmal hier Herrin bin, dann bleibe ich da und verlasse meinen Platz nimmermehr."

Rudolph rief seine ganze Beredsamkeit zu Hilfe, um Juliette zu überzeugen, daß ihre Furcht durchaus ungegründet sei, und da sie selbst sehr wünschte, überzeugt zu werden, verständigten sie sich zuletzt. Als aber die Mitternachtsglocke ertönte, wollte Julie nicht länger bleiben.

„Weshalb wollen wir so eilen," sagte sie, als er in sie drang, zu bleiben, „wir werden schon dahin kommen, wohin wir wollen, falls Sie nicht unterwegs stehen bleiben; morgen komme ich wieder." Und so

kam sie eine ganze Woche hindurch alle Abende, und ging, sobald es Mitternacht war.

Rudolph ärgerte sich über diese langsamen Fortschritte keineswegs allzusehr. In der Liebe, selbst in der Laune gehörte er zu jener Klasse von Reisenden, welche niemals große Eile haben, an ihrem Bestimmungsorte anzukommen, und welche der geraden, unmittelbar zum Ziele führenden Straße die Seitenpfade vorziehen, welche die Reise verlängern und ihr größere Reize verleihen. — Diese kleine sentimentale Vorrede riß ihn aber weiter fort, als er gehen wollte; ohne Zweifel wendete auch Juliette diese Taktik in der Absicht an, um ihn bis zu dem Punkte zu bringen, wo die durch den ihm entgegengesetzten Widerstand gereifte Laune in eine ernstere Neigung überzugehen begann.

Bei jedem neuen Besuche, welchen Juliette bei Rudolph abstattete, bemerkte sie in seinen Worten immer deutlicher ausgesprochene Gefühle. Schon empfand er, wenn sie sich ein wenig verspätete, klare Symptome von Unruhe, welche das junge Mädchen bezauberten; und er schrieb sogar Briefe an sie, deren Sprache sie hoffen ließ, daß er sie nächstens zu seiner „legitimen Geliebten“ machen würde.

Als Marcel, dem er Alles anvertrauete, einstmals einen dieser Briefe erwischt und gelesen hatte, sagte er lächelnd:

„Ist das ein Styl! Oder denkst Du das wirklich, was Du gesagt hast?“

„Allerdings denke ich es, und ich bin selbst darüber erstaunt, allein es ist einmal so. — Vor acht Tagen war ich in einer sehr traurigen Stimmung. Diese Einsamkeit, dies Schweigen, welches den Stürmen meines früheren Lebens so plötzlich gefolgt war, erschreckte mich im höchsten Grade; da kam Juliette fast plötzlich. Ich hörte die Fanfaren eines zwanzigjährigen Frohsinns, ich hatte ein frisches Gesicht, Augen voll Lachen, einen Mund voll von Küssen vor mir, und ich ließ mich verführen, einer Laune zu folgen, die mich vielleicht zur Liebe geführt hat. — Ich will lieben.“ —

Indessen bemerkte Rudolph doch bald, daß es nur von ihm abhinge, den Schluß zu diesem kleinen Romane herbeizuführen; und zu diesem Zwecke hatte er den Entschluß gefaßt, Shakespeare zu copiren. Seine zukünftige Geliebte hatte die Idee sehr hübsch gefunden und sich entschlossen erklärt ihre Hilfe zu dem Scherze nicht zu verweigern.

Das poetische Rendezvous war auf denselben Abend bestimmt, an welchem Rudolph mit Colline zusammengetroffen war, als er gerade die seidne Strickleiter gekauft hatte, welche ihn zu Juliette's Balcon hinauftragen sollte. Da bei dem Vogelhändler, an welchen er sich gewendet, keine Nachtigall aufzutreiben gewesen

war, so hatte er dafür eine Taube gekauft, welche, wie ihm versichert wurde, alle Morgen bei Tagesanbruch „sang“.

Nach Hause zurückgekehrt, überlegte der Dichter, daß das Erklimmen einer Strickleiter keine leichte Sache und daß es gut sei, die Balconscene etwas einzuüben, um nicht in die Gefahr zu gerathen, zu fallen und sich überdies in den Augen derjenigen, welche ihn erwarten sollte, lächerlich und unbeholfen zu zeigen. Deshalb befestigte er in der Decke seines Zimmers zwei Haken, hing die Strickleiter daran, und füllte die zwei Stunden, welche ihm noch übrig blieben, mit Turnübungen aus. Nach unzähligen Versuchen gelang es ihm endlich, wohl oder übel zehn Sprossen zu erklimmen.

„Gut,“ sagte er zu sich selbst, „jetzt bin ich meiner Sache gewiß, und wenn ich nur erst einmal auf dem Wege bin, so wird mir die Liebe Flügel verleihen.“ Und mit seiner Leiter und dem Käfig mit der Taube ausgerüstet, ging er zu Juliette, welche in seiner Nähe wohnte. Ihre Wohnung war in einem kleinen Garten und vor ihren Fenstern befand sich wirklich eine Art von kleinem Balcon. Allein das Zimmer lag in einem hohen Erdgeschoß, und der Balcon konnte ganz leicht von der Erde aus erstiegen werden. Rudolph war ganz bestürzt, als er diese Lage des Zimmers, welche seinen poetischen Plan zu nichte machte, bemerkte. — „Es ist einerlei,“ sagt er zu Juliette, „wir können die Balcon=

scene dennoch ausführen. Dieser Vogel soll uns morgen früh mit seiner melodischen Stimme erwecken, und uns die Zeit verkünden, wo wir in Verzweiflung scheiden müssen."

Und er hing den Käfig in einer Ecke des Zimmers auf. —

Am folgenden Tage, Morgens fünf Uhr, erfüllte die Turteltaube — denn eine solche war es, da Rudolphs ornithologische Kenntnisse Manches zu wünschen übrig ließen — das Zimmer mit ihrem lauten anhaltenden Girren, welches die beiden Liebenden aufgeweckt haben würde, wenn sie geschlafen hätten ....

„Nun," sagte Juliette, „jetzt ist es Zeit, auf den Balcon zu treten und einen verzweiflungsvollen Abschied zu nehmen. Was meinst Du dazu?"

„Die Taube geht vor," sagte Rudolph; „wir sind im November, die Sonne geht erst spät auf."

„Das ist einerlei, ich stehe auf."

„Warum?"

„Ich habe einen hohlen Magen und kann nicht leugnen, daß ich gern etwas essen möchte."

„Es ist doch merkwürdig, wie unsere Sympathieen übereinstimmen, auch ich habe einen fürchterlichen Hunger," sagte Rudolph, indem er gleichfalls aufstand und sich eilig ankleidete.

Juliette hatte schon Feuer angezündet, und suchte im Eßschranke, ob sie Nichts fände. Rudolph half ihr.

„Sieh da!“ rief er, „Zwiebeln! — und Speck,“ setzte Julie hinzu, — „und Butter — und Brot.“ — Ach, das war Alles! Die Taube saß ruhig und sorglos in ihrem Bauer.

Romeo sah Julie an, — Julie sah Romeo an — dann sahen Beide die Taube an.

Sie sagten nichts weiter. Das Urtheil über die „Tauben-Uhr“ war gesprochen — sie würde Cassation eingelegt haben, wenn dies nicht vergebliche Mühe gewesen wäre. Ach, der Hunger ist ein so grausamer Rathgeber! — Die Taube „sang“ immer noch, — es war ihr Schwanengesang.

Rudolph hatte ein Kohlenfeuer angezündet und briet Speck in Butter; er sah ernst und feierlich aus.

Juliette schälte in einer melancholischen Stellung Zwiebeln. Die Taube sang fort und fort; die Butter in der Pfanne bildete die sonore Begleitung zu ihrem Liede. —

Fünf Minuten später sang die Butter noch, aber die Taube, den Tempelherren gleich, sang nicht mehr.

Romeo und Julie hatten ihre Liebesuhr in ein pigeon à la crapaudine verwandelt.

„Sie hatte eine so hübsche Stimme,“ sagte Julie, sich zu Tische setzend.

„Sie war sehr zart,“ bemerkte Romeo, indem er

seine vollkommen braun gebratene „Weckeruhr“ zer=schnitt. —

Und die beiden Liebenden sahen sich an, und über=raschten sich, Jeder eine Thräne im Auge. — —

Die Heuchler! Die Thräne war durch den Geruch der Zwiebeln hervorgelockt!

XX.

„Seine Excellenz Herr Gustav Colline.“

Unter der Maske einer liebenswürdigen Indolenz und einer gänzlichen Mißachtung irdischer Größe verbarg der Philosoph Gustav Colline einen riesenhaften Ehrgeiz, und wenn er sich auch die größte Mühe gab, ihn zu verbergen, so geschah es doch oft, daß mitten in dem harmlosen Geschwätz, mit welchem er seine Unterhaltung zu zieren pflegte, der eifrige Politiker sich verrieth.

Rudolph war der Einzige, der ihn völlig errathen hatte. Eines Tages sagte er zu dem Zigeunerclan:

„Trauet dem Schein nicht, — Colline strebt nach den socialen Höhen. — Je öfter ich seine ausgezeichneten Artikel über transcendentale Philosophie und Staatsökonomie lese, welche ich im Castor aufnehme, desto mehr überzeuge ich mich, daß unser Freund

Colline ein sogenannter starker Kopf ist, und daß sein gigantischer Hut die Kuppel einer höheren, herrschsüchtigen und auserwählten Intelligenz ist. — Es ist Macchiavell unter dem Gewande Dorat's."

„Oh! Oh!" erwiderten Marcel und Schaunard, „das ist stark!"

„Lacht immerhin, Ihr Herren," fuhr Rudolph fort, „ich weiß, was ich zu denken habe. Freilich nimmt, seitdem Colline am „Castor", dem officiellen Moniteur der Hutmacherkunst, Mitarbeiter ist, die Zahl der Abonnenten unter den Hutmachern in einer immer steigenden Proportion ab; allein dafür abonniren sich die Kanzleien der fremden Gesandtschaften für ihre respectiven Cabinette desto zahlreicher."

„Ach was!" murmelte Carolus Barbemuche. „Geh nur!"

„Carolus, Du bist Nichts als ein beklagenswerther Zoilus. Ich bin fest überzeugt, daß dem Philosophen Colline, Deinem erhabenen Meister, dereinst die Ehren des Ministerportefeuille's zu Theil werden und daß sein nußbrauner Paletot von einer Menge Nischam's funkeln wird."

Es war an diesem Abend in dem Kreise der Zigeuner viel, sehr viel gelacht worden.

Einen Monat später war die Republik erklärt.

Die Zigeuner richteten folgendes Rundschreiben an ihre Gläubiger:

„Bürger!“

„Da ich den ruhmvollen Tod für das Vaterland gefunden, so habe ich meinen Universalerben beauftragt, sich mit Ihnen auseinander zu setzen. Wir wollen einen Schleier über die Vergangenheit werfen. Gruß und Brüderlichkeit. — Es lebe die Republik! ...“

Als dann für die Künste und Wissenschaften Ferien erklärt worden waren, kreuzten unsere Freunde die Arme, legten sich in ihre Fenster und betrachteten das Schauspiel als gänzlich ohne Interesse für dasselbe. Wenn sie über ihre Ansicht von dem neuen Zustande der Dinge gefragt wurden, gaben sie gewöhnlich zur Antwort:

„Wir haben bemerkt, daß das Straßenpflaster, obschon es Viel zu Gunsten der Republik gethan, die Stiefeln weit mehr abnutzt, als zu den Zeiten der Monarchie. Unter der jetzigen Regierung dürfen wir jedoch Alle hoffen, Minister zu werden, und das ersetzt den Schaden.“ — Und sie legten sich wieder in die Fenster, um ihren Portier vorbeigehen zu sehen, der soeben zum Proconsul in einem der Departements ernannt war.

Jeden Morgen begrüßten die Zigeuner die Rückkehr der Morgenröthe mit schrecklichen Fragezeichen an die Vorsehung. — „Wovon sollen wir heut leben?“ Und sie sahen ein riesenhaftes X vor ihren Augen er-

scheinen — bekanntlich das Zeichen für unbekannte Größen.

Besonders vollbrachten Rudolph und Marcel Wunder von Tapferkeit, um das „Heut" mit dem „Morgen" zu verbinden.

Carolus Barbemuche, dessen Sympathieen für den ältern Zweig der Bourbons niemals ein Geheimniß gewesen, ging nach Coblenz, d. h. nach Pontoise.

Schaunard war verschwunden; es wurde gemuthmaßt, daß er in den Schooß seiner Phemie ausgewandert sei.

Gustav Colline war der Einzige, welcher sich in den Strudel der Revolution geworfen hatte. Er besuchte die Clubbs, trieb hyperphysische Politik und gehörte zu den fünfundzwanzigtausend Candidaten, welche sich den Deputirten der Deputation von Paris vorstellten.

Besonders eifrig frequentirte er ein Kaffeehaus in der Nähe der Opéra. Früher war dieses Etablissement eine Art literarisches Centrum gewesen, welches an das alte Café Procope erinnerte; nach der Revolution jedoch war es zur Halle der vom Ministerio Begünstigten geworden, ohne Zweifel wegen seines Zusammenhanges mit einem Journale, welches zu jener Zeit die moralische Stütze der Regierung bildete.

Eines Tages bemerkte Colline vor dem Hause, in welchem die Bureaux dieser Zeitung waren, eine

bedeutende Menschenmenge, und als er auf seine Fragen nach dem Grunde davon erfahren hatte, daß es Leute seien, welche Stellen erbitten wollten, so erinnerte er sich, in dem benachbarten Kaffeehause früher Leute gesehen zu haben, welche bei der Zeitung, welche in der Politik damals den ersten Rang behauptete, angestellt waren, und er trat sonach in das Kaffeehaus ein.

Hier bot sich seinen Blicken ein merkwürdiges Schauspiel dar. Alle Gäste spielten, die Einen Karten, die Andern Domino, noch Andere Billard; aber die Einsätze bestanden weder in Getränken oder dergleichen, noch in Geld — es wurde um Stellen gespielt.

Mit Erstaunen bemerkte Colline, wie an dem einen Tische ein Herr mit kahlem Haupte einem andern, merkwürdig magern Herrn im Ecarté eine Sous-Präfectur abgewann, die siebente, welche er an diesem Tage der Glücksgöttin verdankte, und er schien mit seinem Gewinne so zufrieden zu sein, daß er dem Kellner beim Abgehen die Concession zu einem Tabacksbüreau als Trinkgeld gab.

An einem andern Tische verlor ein Spieler in hundert Points Domino eine Untersteuereinnehmerstelle gegen die Stelle eines Postdirectors in der Provinz und wendete sich dann an einen viel in Anspruch genommenen dicken Herrn mit der Frage, ob er ihm

nicht Etwas leihen könne, damit er wieder Etwas gewinnen könne.

Der dicke Herr zog ein Portefeuille aus seiner Tasche, öffnete es und sagte:

„Hier ist ein halbes Dutzend Ernennungen zu Commissarien in den Provinzen; das ist Alles, was ich bei mir habe."

Und er übergab diese Ordonnanzen dem Spieler gerade so, wie ein Freund, der seinem Freunde Geld leiht, um im Spiele wieder gewinnen zu können.

Von Zeit zu Zeit hörte Colline zu seinem großen Erstaunen, wie Einer den Andern fragte: „Können Sie mir nicht einen Divisionschef, oder eine Generaleinnehmer-Stelle wechseln?" — und das Wechseln geschah, viele kleine Stellen gegen eine große.

Immer mehr überrascht, trat Colline an das Billard, wo eine sehr interessante Parthie gespielt wurde, ein Poule. Der Sieger sollte einen Gesandtschaftsposten und eine Meerschaumpfeife gewinnen.

Um an dieser schönen Parthie, bei welcher noch ein Mitglied der Regierung in der Verkleidung eines Kellners zugegen war, Theil nehmen zu können, mußten zwei Bedingungen erfüllt werden, nämlich erstlich, wie bei allen Poules, ein Einsatz gegeben werden, der, gleichviel in was für einer Anstellung, gleichviel wo, bestand, deren Einkünfte aber nicht unter viertausend Francs jährlich betragen durften. — Dann mußte

jeder Spieler Hauptredacteur einer Zeitung oder eines Journals sein.

Die Zahl der Preisbewerber war sechs. — Colline, ein ganz ausgezeichneter Billardspieler, verfolgte die einzelnen Stöße mit dem größten Interesse.

Schon waren vier Spieler kampfesunfähig geworden — und die beiden Letzten standen sich so ziemlich gleich. Das Interesse der Zuschauer war auf den höchsten Grad gespannt; Colline's Augen standen gleich zwei Thorflügeln weit offen.

Plötzlich gab der Eine der beiden letzten Spieler in Folge eines falschen Stoßes seinem Gegner einen so schönen Ball, daß er die Parthie für sich verloren hielt.

„Mein Ball wird gemacht — das ist klar — ich muß daran glauben,“ rief er mit dem Tone eines Mannes, der seine Parthie wacker vertheidigt. Indessen gab er seinem Gegner ein Zeichen, etwas zu warten, wendete sich dann gegen die Zuschauer und sagte:

„Ich verkaufe meinen Ball.“

„Das ist hübsch,“ sagte Jemand, „die Nummer Drei ist schon so gut wie im Voraus gemacht, und er will noch verkaufen!“

„Ich verkaufe meinen Ball für eine Polizeicommissär-Stelle,“ rief Nummer Drei.

Alles schwieg.

„Für eine Stelle am Telegraphenbureau!“

Niemand antwortete.

„Für ein petit verre!“ rief der Spieler, „damit ich doch nicht Alles verliere.“

„Kellner!“ rief Colline.

Der Kellner, welcher für ein Regierungsmitglied gehalten wurde, kam heran.

„Ein petit verre für den Herrn,“ sagte Colline, auf das Individuum zeigend, das soeben gesprochen.

„Sie kaufen meinen Ball?“ fragte dieser.

„Ja!“ antwortete der Philosoph, warf dann seinen nußbraunen Paletot ab und suchte sich ein Queue aus.

Aber die Theilnehmer an dem Poule umgaben ihn.

„Erlauben Sie, Bürger,“ sagte Einer von ihnen, „obwohl Nr. 3. sehr wahrscheinlich von Nr. 5. gemacht werden wird, so könnten Sie doch durch einen sonderbaren Zufall gewinnen.“

„Wenn ich die Ueberzeugung hätte, daß ich verlieren würde, so würde ich keine Opfer bringen,“ erwiderte Colline ernsthaft.

„Aber es handelt sich bei diesem Poule nicht um Dünnbier, sondern nur um eine Gesandtschaft.“

„Und eine Meerschaumpfeife!“

„Kurz!“ nahm der erste Redner das Wort, „Sie begreifen, Bürger, daß wir wissen müssen, in welche Hände für den Fall, daß Sie gewännen, jene nicht unbedeutende Stelle geriethe.“

„Ja wohl," fragte die zweite Stimme, „gehören Sie zu den Unsrigen?"

„Ich muß zu Ihnen gehören," antwortete Colline.

„Aber," wurde erwidert, „in dem Programm des Poule's ist ein Artikel, den Sie vielleicht nicht gelesen haben: „Nur Hauptredacteure von Zeitungen oder Journalen können Theil nehmen." Sind Sie ein solcher?"

„Allerdings!" entgegnete kaltblütig der Philosoph und zog eine Druckschrift aus der Tasche, welche er circuliren ließ. — „Hier ist der Prospectus zu meiner Zeitschrift."

„Aber auch nur ein Prospect!" rief eine Stimme.

„Mein Journal erscheint nächsten Montag," antwortete Colline.

Schon seit zwei Monaten trieb Colline diese Posse.

Es war wirklich seine Absicht gewesen, eine Zeitschrift zu gründen, und er hatte den Prospect derselben drucken lassen — aber mehr hatte er auch nicht thun können. Indessen sagte er doch zu allen Leuten, die ihm begegneten: — „Ich habe ein Journal gegründet, ich hoffe, daß Sie daran mit arbeiten werden." — Und wenn er gefragt ward: „Wann erscheint Ihr Journal?" so antwortete er: „Nächsten Montag."

Indessen hatte seine Antwort der für die Theilnahme am Poule gestellten Bedingung Genüge gelei-

stet; die, welche ihn gefragt hatten, machten ihm das Feld frei und wünschten ihm in ironischem Tone gutes Glück.

Als er sein mit großer Sorgfalt ausgewähltes Queue mit Kreide bestrich, sagte sein nunmehriger Gegner lachend:

„Geben Sie sich nicht so große Mühe, Bürger; jetzt stehen Sie drei Zoll vor der Blouse, in einer Secunde liegen Sie in derselben. Ich brauche nur auf meinen Ball zu hauchen!“

„Bah!“ sagte Colline; „wer weiß?“

„Nun, Sie kommen ja auch nur um eine Kleinigkeit.“ Dann nahm er die richtige Stellung zum Stoße ein, und sagte: — „Vorwärts, meine Schöne, und gewinn mir meine Gesandtschaft!“

„Bürger,“ bemerkte Colline, „haben Sie die Güte und sprechen Sie nicht mit den Bällen, das influencirt sie!“

„Sie Schäker!“ erwiderte der Spieler, und neigte sich über das Billard.

Aber in dem Augenblicke, als er zustieß, ließ sich draußen eine durch die Aufpflanzung eines Freiheitsbaumes verursachte Erschütterung hören, in Folge einer unwillkürlichen Bewegung zitterte der Arm des Spielers, und sein Ball verlief sich, anstatt Gustav's Ball zu machen.

Colline blieb Sieger, ohne einmal nöthig gehabt zu haben, zu stoßen.

„Sehen Sie, Bürger," sagte er zu seinem getäuschten Gegner, „wie ich Ihnen sagte!"

Als die Gäste hörten, daß das Poule vorbei war, strömten sie in den Billardsaal, um den Gewinner von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Colline wurde mit Glückwünschen überschüttet; mehrere Männer nahmen ihn bei Seite und empfahlen sich ihm für den Fall, daß er Secretaire gebrauche.

„Ich habe schon meine Leute," antworte Colline.

Der verkleidete Kellner brachte ihm seine Meerschaumpfeife.

„Und die Gesandtschaft?" fragte der Philosoph. „Ich möchte gern die Gesandtschaft haben."

„Beruhigen Sie sich nur, Bürger, theilen Sie uns nur Ihre Adresse mit, — heut Abend noch wird Ihre Ernennung ausgefertigt und morgen im Moniteur bekannt gemacht werden."

„Könnte ich vielleicht erfahren, welcher Posten mir bestimmt ist, ob ich nach London, Berlin oder Wien gehe? Mit den Sprachen dieser verschiedenen Gegenden bin ich sämmtlich gleich vertraut ..."

„Oh! oh!" war die Antwort, „wohin wollen Sie? ... Die wichtigen Posten haben ihre Inhaber längst

... Sie werden an einen Hof zweiter oder dritter Klasse geschickt und das ist ganz hübsch.“

„Endlich,“ murmelte Colline, ... „endlich bin ich Mitglied des diplomatischen Corps“ ... Und er wollte sich entfernen, als ihn ein Marqueur daran erinnerte, daß er noch ein petit verre schuldig sei.

„Das ist wahr,“ — erwiderte der Philosoph, „das hatte ich ganz vergessen.“ Und nachdem er in seiner Tasche gewühlt hatte, zog er sein Schnupftuch heraus, in dessen einem Zipfel er die für die Herausgabe seiner Zeitschrift bestimmten Ersparnisse aufbewahrte. Es waren 3 Francs 10 Sous.

Er gab dem Kellner 50 Cent. und schenkte ihm das, was er heraus zu bekommen hatte, großmüthig. Dann kehrte er in seine Wohnung zurück, und brachte die Nacht mit einer Karte von Europa zu.

Am folgenden Morgen enthielt der Moniteur in seinem officiellen Theile folgende Anzeige:

„Der Bürger Gustave Colline geht, mit einer besondern Mission beauftragt, nach Deutschland.“

Die Zeitungen brachten eine Menge Commentare zu dieser Note und jede commentirte den Zweck dieser Sendung in verschiedener Weise.

Erst im Augenblicke seiner Abreise erfuhr Colline den Zweck seiner Mission. — Er wurde nach Ungarn geschickt, um — den Ankauf einer Million Blutegel für die Militair-Hospitäler abzuschließen. — Der

Philosoph spielte keineswegs den Ekeln; er richtete seinen Auftrag aus und ging dann in die Residenz ......, wo er mit dem regierenden Fürsten bald sehr befreundet, und von diesem zum Ritter des Eintrachtsorden's 1r., 2r. und 3r. Klasse ernannt wurde. —

XXI.

Rudolph und Mimi.

I.

In den ersten Tagen nach seinem Bruche mit Mimi hatte sich der Dichter Rudolph, wie dem Leser erinnerlich sein wird, eine andere Geliebte gesucht, dieselbe Blondine, um derentwillen er sich an einem Tage voll Thorheit als Romeo gekleidet hatte. Indessen konnte eine solche, bei ihm aus Ueberdruß, bei Juliette aus Laune hervorgegangene Verbindung keine lange Dauer haben. Das junge Mädchen sang die Skala der Schelmerei mit großer Fertigkeit; klug genug, um Geist an Andern zu bemerken und sich desselben bei Gelegenheit zu bedienen, und herzlos genug, um keine Schmerzen zu empfinden, wenn sie zu weit gegangen war, dabei von zügelloser Selbstsucht und einer ungeheuern Koketterie erfüllt, so daß sie lieber ein zerbrochenes Bein an ihrem Geliebten, als eine Falbel we-

niger an ihrem Kleide oder ein verschossenes Band auf ihrem Hute gesehen hätte; mittelmäßige Schönheit, triviales Geschöpf, von Geburt mit allerhand schlechten Instinkten begabt, und dennoch verführerisch durch gewisse Eigenschaften und zu gewissen Stunden: bemerkte sie sehr bald, daß Rudolph sie nur genommen habe, um ihm die abwesende Geliebte vergessen zu helfen; allein in der Wirklichkeit erinnerte sie ihn im Gegentheile an Mimi, welche eine Menge Fehler mit Julietten nicht theilte.

Letztere plauderte eines Tages mit einem Studenten der Medicin, welcher ihr den Hof machte, von ihrem Geliebten, dem Dichter. Der Student lachte auf und sagte: „Mein liebes Kind, der Herr gebraucht Sie, wie man Höllenstein gebraucht, um die Wunden auszuätzen, — er will sein Herz cauterisiren; — daher thun Sie sehr unrecht, sich böses Blut zu machen und ihm treu zu sein.“

„Ach glauben Sie denn, daß ich mich seinetwegen genire!“ rief Juliette lachend. Und an demselben Abend gab sie dem Studio den Beweis vom Gegentheile.

Rudolph erhielt von dieser Sache durch einen jener dienstfertigen Freunde, welche uns keine Nachricht, die uns kränken könnte, verheimlichen, bald Nachricht und benutzte sie als einen Vorwand, mit seiner interimistischen Geliebten zu brechen.

Dann schloß er sich in eine absolute Einsamkeit, wo bald alle Fledermäuse der Langenweile und des Kummers ihr Nest aufschlugen, und rief die Arbeit zu Hilfe; allein vergeblich. — Jeden Abend schrieb er, nachdem er ebenso viel Tropfen Wasser geschwitzt, als er Tropfen Dinte verbraucht hatte, etwa zwanzig Zeilen, in welchen ein alter Gedanke, lebensmüder als der ewige Jude, und mit verblichenem, aus literarischen Trödelbuden genommenem Plunder schlecht bekleidet, auf dem Seile des Paradoxon's schwerfällig tanzte. Wenn Rudolph diese Zeilen durchsah, ward er bestürzt, wie ein Mensch, der Brennnesseln aufschießen sieht, wo er Rosen zu säen geglaubt hatte. — Dann zerriß er die Seiten, auf welchen er diese Albernheiten ausgedroschen hatte, und zerstampfte sie voll Wuth mit den Füßen.

„Die Saite ist zerrissen,“ sprach er, in der Gegend des Herzens gegen die Brust schlagend, „ich will entsagen!“ Und da eine ähnliche Täuschung auf alle seine Versuche, zu arbeiten, folgte, wurde er von jener muthlosen Schlaffheit ergriffen, welche den Stolz der kräftigsten Geister zu erschüttern und die Intelligenz der klarsten Denker zu entwürdigen vermag. Nichts ist wirklich schrecklicher, als jene einsamen Kämpfe zwischen dem beharrlichen Künstler und der widerspenstigen Kunst; Nichts regt fürchterlicher auf, als jene abwechselnd bittenden und befehlenden Invocatio-

nen an die bald geringschätzig auf ihren Jünger herabblickende, bald flüchtige Muse. — Die furchtbarste Angst des Menschenherzens, die tiefsten Gemüthswunden können ein solches Leiden, dem alle Die, welche sich dem gefährlichen Handwerke der Imagination widmen, in den so häufig wiederkehrenden Stunden der Ungeduld und des Zweifels so oft unterworfen sind, nicht überwiegen.

Auf diese heftigen Krisen folgte eine peinvolle Abspannung, während welcher Rudolph stundenlang wie versteinert in einer stumpfsinnigen Unbeweglichkeit dasaß. Die Ellnbogen auf den Tisch gestützt, die Augen starr auf den Lichtkreis gerichtet, welchen der Lampenschirm auf dem Papierblatte, „jenem Schlachtfelde, auf welchem sein Geist täglich besiegt worden war," zog, — sah er langsam, den Figuren einer Zauberlaterne gleich, phantastische Gemälde vorbeiziehen, welche ihm das Panorama seiner Vergangenheit enthüllten. — Zuerst kamen die Tage der Arbeit, wo jede Stunde des Zifferblattes zur Erfüllung einer Pflicht schlug, — die durchstudirten Nächte, welche im Zwiesprache der Muse vergangen waren, mit der keuschen Muse, die gekommen war, mit ihrem Zauber seine einsame, geduldige Armuth auszuschmücken. — Und dann erinnerte er sich mit Neid an jene stolze Glückseligkeit, welche ihn früher berauschte, wenn ihm der freiwillig unternommene Versuch gelungen war.

„O," rief er, „Nichts gleicht, Nichts übertrifft die wollüstige Erschöpfung der Arbeit, nach welcher das Ruhebett des far niente so weich erscheint. — Nicht die Befriedigungen der Selbstliebe, nicht die Genüsse, welche Reichthum verleihet, nicht der fieberhafte, unter den schweren Vorhängen mysteriöser Alkoven erstickte Sinnentaumel, Nichts gleicht, Nichts übertrifft jene edle, ruhige Freude, jene gerechte Selbstzufriedenheit, welche die Arbeit dem Fleißigen giebt, — als ersten Lohn, als erstes Honorar spendet." — Und die Augen immerfort auf jene Gestalten gerichtet, welche fortfuhren, ihm die Scenen vergangener Zeiten vorzuführen, stieg er die sechs Stockwerke zu allen Mansardenzimmern hinauf, in welchen seine abenteuerliche Existenz campirt hatte, wohin die Muse, damals seine erste, seine einzige Liebe, ihm immer gefolgt war, sein Lied der Hoffnung nimmer störend. — Aber inmitten dieser regelmäßigen, ruhigen Existenz erschien plötzlich die Gestalt eines Weibes, und als die Muse des Dichters dieselbe in die Räume eintreten sah, wo sie bis jetzt einzige und herrschende Königin gewesen, — da erhob sie sich mit traurigem Antlitz und überließ der Neuangekommenen, in welcher sie schon eine Nebenbuhlerin errathen, den Platz. — Einen Augenblick hindurch schwankte Rudolph zwischen der Muse, welcher sein Blick zu sagen schien: „Bleibe," und der Fremden, welcher eine Ge=

berde sagte: „Komm heran.“ — Und wie hätte er sie auch zurückstoßen können, dies herrliche Geschöpf, welches mit allen den verführerischen Reizen einer in ihrer Morgenröthe stehenden Schönheit zu ihm gekommen? Das Geschöpf mit dem kleinen Munde und den rosigen Lippen, mit der naiven und zugleich kecken Sprache voll schmeichelnder Versprechungen? Wie hätte er seine Hand verweigern können diesen kleinen, weißen Händchen mit den blauen Adern, die sich ihm liebkosend entgegenstreckten? — Wie hätte er diesen blühenden achtzehn Jahren, deren bloße Gegenwart schon das Haus mit dem balsamischen Dufte der Jugend und des Frohsinnes erfüllte, sagen können: „Geht!?“ — Und dann sang sie mit ihrer leise bewegten Stimme die Cavatine der Versuchung so hinreißend! — Mit ihren lebhaften, glänzenden Augen sagte sie in so verführerischen Tönen: „Ich bin die Liebe,“ — mit ihren Lippen, auf denen der Kuß blühete: „Ich bin der Genuß;“ — mit ihrem ganzen Körper: „Ich bin das Glück;“ daß Rudolph sich hinreißen ließ. — Und dann, war nicht dieses junge Mädchen die lebende, verkörperte Poesie? — Hatte er ihr nicht seine frischesten Inspirationen verdankt? Hatte sie ihm nicht so oft dichterische Begeisterung gebracht, welche ihn so hoch emportrug zum Aether höherer Regionen, daß er die Dinge auf der Erde aus den Augen verlor! — Und wenn er viel um sie gelitten,

war nicht dies Leid die Sühne für die unzähligen Freuden, welche sie ihm bereitet? War es nicht die gewöhnliche Rache des menschlichen Schicksals, welche ein ungetrübtes Glück einem Frevel gleich nicht duldet? — Wenn das Gesetz des Christenthums denen Verzeihung angedeihen läßt, welche viel geliebt haben, so geschieht dies darum, weil sie auch viel gelitten haben, und die irdische Liebe wird nur zur göttlichen Leidenschaft, nachdem sie in Thränen sich gereinigt, sich veredelt hat. — Und sowie man sich berauscht durch das Einathmen der Düfte verwelkter Rosen, — so berauschte sich Rudolph, indem er sein früheres Leben nochmals an sich vorbeigehen ließ, jenes Leben, wo jeder Tag eine neue Elegie, ein erschütterndes Drama, eine groteske Komödie brachte. Er ging alle Phasen seiner Liebe zu der theuren Abwesenden nochmals durch; von ihrem Honigmonate bis zu den häuslichen Stürmen, welche ihren letzten Bruch herbeigeführt hatten; er erinnerte sich des ganzen Repertoirs von Listen seiner frühern Geliebten — er sagte sich sogar ihre Worte wieder vor. — Er sah sie, wie sie in ihrer kleinen Wirthschaft um ihn herum war, mit ihrem Lieblingsliede auf den Lippen, wie sie mit derselben unbekümmerten Heiterkeit die guten, wie die schlechten Tage ertrug. — Und zuletzt mußte er sich sagen, daß der Verstand in den Angelegenheiten der Liebe immer Unrecht hat. Was hatte er bei der

Scheidung gewonnen? Zu der Zeit, als er mit Mimi zusammen lebte, hinterging ihn diese freilich; — aber wenn er dies wußte, so war es seine eigene Schuld. Weshalb gab er sich so unendliche Mühe, es zu erfahren? Weshalb schliff er selbst die Dolche, die er sich in's Herz stieß? — Und war andererseits Mimi nicht geschickt genug, um ihm im Nothfalle zu beweisen, daß er selbst sich täusche? Und dann, mit wem war sie ihm untreu? — Meistens mit einem Shawl — mit einem Hute — mit Sachen also und nicht mit Männern. Hatte er jene Ruhe, jene Stille, welche er nach der Trennung von seiner Geliebten zu finden gehofft, wirklich gefunden? — Ach, nein! — Weniger, als damals, wo sie noch im Hause war. — Früher konnte sich doch sein Schmerz Luft machen, — er konnte in Beleidigungen, in Vorwürfe ausbrechen; — er konnte zeigen, was er duldete; — er konnte das Mitleiden Derjenigen erregen, welche seine Leiden verursachte. — Und jetzt war er mit seinem Schmerze allein, — seine Eifersucht war zur Wuth geworden, — denn früher konnte er doch, wenn er Verdacht hegte, Mimi verhindern, auszugehen; konnte sie bewachen, bei sich behalten; — und jetzt begegnete er ihr auf der Straße, am Arme ihres neuen Geliebten, und er mußte weiter gehen und sie vorübergehen lassen, wenn sie das Vergnügen, die Zerstreuung suchte.

Dies elende Leben dauerte drei bis vier Monate hindurch. Nach und nach kehrte die Ruhe in sein Gemüth zurück. — Marcel, welcher eine lange Reise gemacht, um sich zu zerstreuen von dem Gedanken an Musette, kam nach Paris zurück, und zu Rudolph. — Sie trösteten sich mit einander.

Als Rudolph eines Sonntages durch das Luxembourg ging, begegnete ihm Mimi in großer Toilette, da sie zum Balle wollte. Sie nickte ihm zu, — er erwiderte mit einem Gruße. — Die Begegnung gab ihm einen tiefen Stoß in's Herz, allein seine Aufregung war weniger schmerzhaft, als gewöhnlich. Er ging noch einige Zeit im Garten spazieren und kehrte dann nach Hause zurück. — Als Marcel am Abend heim kam, fand er ihn am Schreibtische.

„Wie? Du arbeitest? Machst Verse?“ fragte er, ihm verwundert über die Schulter blickend.

„Ja wohl,“ antwortete Rudolph, mit Freude. „Seit vier Stunden sitze ich hier, und habe meinen ganzen früheren Schwung wieder gefunden. — Ich bin Mimi begegnet.“

„Wo?“ fragte Marcel unruhig.

„Fürchte Nichts, wir haben uns nur von fern gegrüßt.“

„Wirklich?“

„Verlaß Dich darauf. — Es ist vorbei zwischen

uns, ich fühle es; wenn ich aber erst wieder zu arbeiten vermag, so verzeihe ich ihr gern!"

„Wenn es so steht," fragte Marcel wieder, nachdem er Rudolphs Gedicht gelesen hatte, „weshalb machst Du Verse auf Mimi?"

„Ach," antwortete der Dichter, „ich nehme meine Poesie, wo ich sie finde!" —

Acht Tage arbeitete Rudolph an dem kleinen Gedichte.

Als er es vollendet, las er es Marcel vor, der sich davon zufriedengestellt erklärte, und ihn ermuthigte, den wieder sprudelnden Castalischen Quell würdiger zu benutzen — „es lohnte nicht der Mühe, Mimi zu verlassen, wenn Du stets mit ihrem Schatten leben willst." — „Freilich," setzte er mit melancholischem Lächeln hinzu, „statt Andern Vorlesungen zu halten, thäte ich besser, mir selbst zu predigen, — denn mein Herz ist von Musette immer noch voll. Doch, einmal muß ja auch das verdorren. Wir werden ja nicht immer die jungen Leute bleiben, welche in Teufelsgeschöpfe vernarrt sind."

„Ach, wir brauchen der Jugend nicht zu sagen: Geh' fort," seufzte Rudolph.

„Das ist wohl wahr," sagte Marcel, „aber es giebt Tage, an denen ich ein „würdiger" Greis, Mitglied des Instituts, mit mehreren Orden geschmückt, und von allen Musetten dieser Erde zurückgekommen,

sein möchte. Der Teufel sollte mich holen, wenn ich wieder zu ihnen zurückkehrte! — Und Du," schloß er lachend, „möchtest auch Du ein Alter von sechzig Jahren auf dem Rücken haben, Rudolph?"

„Heut möchte ich lieber sechzig Thaler in der Tasche haben!" —

Einige Tage später besuchte Mimi in Gesellschaft des Vicomte Paul ein Kaffeehaus. Zufällig gerieth ihr eine Zeitschrift in die Hände; beim Durchblättern derselben fand sie Rudolphs Gedicht abgedruckt.

„Siehe da!" rief sie lachend, — „mein alter Geliebter spricht schon wieder einmal Böses von mir in den Journalen."

Als sie aber gelesen hatte, war sie ganz still geworden, und sah träumerisch vor sich hin. — Paul errieth, daß ihre Gedanken bei Rudolph weilten; er versuchte, sie davon abzuziehen. — „Ich werde Dir ein neues Ohrgehänge kaufen," sagte er.

„Ja," sagte Mimi, „Sie freilich haben Geld!"

„Und einen italienischen Strohhut," fuhr der Graf fort.

„Nein, nein," entgegnete Mimi, „wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so kaufen Sie mir dies Blatt!" Damit deutete sie auf das Heft, in welchem sie das Gedicht gelesen hatte.

„Das fällt mir nicht ein!“ erwiderte der Vicomte gereizt.

„Auch gut,“ sagte Mimi kalt. — „Ich will es mir selbst kaufen, — für Geld, — für Geld, welches ich mir selbst verdienen werde; denn für das Ihrige will ich es gar nicht einmal anschaffen.“

Und Mimi besuchte zwei Tage lang ihr altes Atelier, in welchem sie als Blumenmacherin gearbeitet, — und verdiente sich das zum Ankauf des Journalheftes erforderliche Geld. Dann lernte sie Rudolphs Gedicht auswendig, und recitirte es, den Vicomte Paul zu ärgern, ihren Freundinnen täglich. — —

II.

Es war am 24. December. — Das Quartier latin bot heut Abend einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. — Seit vier Uhr Nachmittags waren die Bureaux des Mont-de-Piété, die Läden der Trödler uud die Hallen der Antiquare von einer lärmenden Menge belagert, welche später am Abend die Läden der Fleischhändler, der Garköche und der Materialhändler mit Sturm nahm. Und wenn die heut doppelt geplagten Ladendiener hundert Arme gehabt hätten, gleich Briareus, so würden sie die Kunden, welche sich um die Waaren rissen, zu befriedigen doch nicht im Stande gewesen sein. — Die Häuser der Bäcker waren belagert, wie zur Zeit einer Hungersnoth. —

Die Weinhändler setzten die Produkte von drei Weinlesen ab, — und der geschickteste Statistiker würde nicht im Stande gewesen sein, die Zahl der Schinken und der Würste nachzurechnen, welche an diesem Abend bei dem berühmten Borel in der rue Dauphine verkauft wurden. An diesem einen Abend setzte Vater Crétaine, genannt „Petit-Pain," achtzehn Auflagen seiner berühmten Butterkuchen ab. — Die ganze Nacht hindurch erscholl der Lärm fröhlicher Gelage aus den möblirten Wohnungen, deren Fenster in hellem Lichte flammten, und eine wahrhafte „Kirmsen"-Atmosphäre erfüllte das ganze Stadtviertel.

Es wurde der Christabend gefeiert, nach althergebrachter Sitte.

An diesem Abend kehrten Marcel und Rudolph gegen **10** Uhr in ziemlich trauriger Gemüthsverfassung in ihre Wohnung zurück. — Als sie die rue Dauphine entlang gingen, bemerkten sie in dem Laden eines Fleischwaarenhändlers eine große Menschenmenge, und blieben einige Augenblicke stehen, durch den Anblick der duftenden Produkte der Gastronomie verführt. Bei dieser Betrachtung glichen die beiden Zigeuner jenem Manne in einem spanischen Roman, vor welchem die Schinken mager werden, einzig und allein indem er sie ansieht.

„Das nennt man eine Truthenne mit Trüffeln," bemerkte Marcel, auf ein herrliches Stück Geflügel

zeigend, durch dessen rosenfarbige, durchscheinende Haut die Perigordknollen, mit denen es gefüllt war, hervorschimmerten. — „Ich sah gottlose Menschen, welche dergleichen aßen, ohne ihrem Schöpfer für diesen Genuß auf den Knieen zu danken.“ Und der arme Maler betrachtete das Wälschhuhn mit Blicken, welche fähig waren, es zu rösten.

„Und was denkst Du von dieser kleinen Schöpsenkeule,“ sagte Rudolph, — „sie hat eine so schöne Farbe, daß man ein Gemälde von Jordaëns vor sich zu sehen glaubt. — Das Stück wäre eine Lieblingsspeise für die Götter und Madame Chandelier, meine Pathe!“

„Sieh diese Forellen,“ nahm wieder Marcel das Wort, „die geschicktesten Schwimmer unter den Wasserbewohnern — diese kleinen Thiere, welche sich Renten sammeln könnten, wenn sie ihre Kunststückchen sehen ließen; denn, denke Dir, sie schnellen einen Wasserfall hinauf, mit derselben Leichtigkeit, mit welcher wir heut Abend eine, oder auch zwei Einladungen zum Souper acceptiren würden.“

„Beinahe hätte ich einmal Forellen gegessen,“ seufzte Rudolph. — „Und da unten — jene großen goldfarbigen Früchte, deren Blätter einer Trophäe aus Türkensäbeln gleichen, — man nennt sie Ananas — den Königsapfel der Tropen.“

„Ein Stück Rindfleisch oder ein Schinken wäre mir lieber als diese Früchte!“

„Du hast Recht; der Schinken ist der Freund des Menschen — besonders wenn der Mensch welchen hat. — Indessen würde ich den Fasan dort auch nicht zurückweisen.“

„Das glaube ich; das ist eine Schüssel für gekrönte Häupter.“

Unterwegs begegneten sie mehrern fröhlichen Processionen und sie fragten sich, welches Heiligen-Fest denn heut eigentlich mit einer so großen Verschwendung von Victualien gefeiert würde. Marcel erinnerte sich des Tags zuerst.

„Es ist heute Weihnachtsabend.“

„Erinnerst Du Dich wohl, wo wir ihn das letzte Mal feierten?“

„Ja wohl,“ sprach Marcel, „bei Momus; Barbemuche bezahlte. — Ich hätte nie geglaubt, daß ein so zartes Frauenzimmer, wie Phemie, so viel Wurst verzehren könnte.“ —

„Hast Du nicht Lust, den heutigen Abend zu feiern?“

„Mit wem und mit was?“

„Nun mit mir!“

„Und Geld?“

„Warte einen Augenblick, ich will in dies Kaffeehaus gehen, wo hoch gespielt wird; ich kenne mehrere

Stammgäste und will einem vom Glücke Begünstigten einige Sesterzien ableihen, und ich hoffe, daß ich genug bekommen werde, daß wir eine Sardine oder einen Schweinsfuß werden anfeuchten können."

„So geh', ich habe einen kannibalischen Hunger. Ich will hier warten."

Rudolph trat in das Kaffeehaus, und traf Bekannte; ein Herr, der soeben dreihundert Francs gewonnen hatte, machte sich ein „wahres Vergnügen" daraus, dem Dichter vierzig Sous vorzustrecken; und er gab sie ihm in jener verdrießlichen Stimmung, welche das Spielfieber stets verursacht. — Zu einer andern Zeit und an einem andern Orte, als am grünen Tische, hätte er ihm wahrscheinlich vierzig Francs gegeben.

„Nun?" fragte Marcel, als Rudolph wieder herauskam.

„Hier ist meine Einnahme," sagte dieser, das Geldstück vorzeigend.

„Ein Tropfen auf einen heißen Stein!" meinte Marcel.

Und doch richteten sich die Freunde mit dieser kleinen Summe so ein, daß sie Brot, Wein, etwas kaltes Fleisch, Licht, Holz und Tabak einkauften. Dann gingen sie in ihre Wohnung, die in zwei Zimmern bestand. Da das Logis Marcels, welches ihm zugleich zum Atelier diente, das größere war, so wähl-

ten sie es zum Festgemach und bereiteten dort ihre karge Mahlzeit.

Aber auch an den kleinen Tisch, an welchen sie sich setzten, — an das Kamin, in welchem die nassen Scheite eines schlechten Flößholzes ohne Flamme und ohne Hitze verbrannten — folgte ihnen das melancholische Phantom ihrer verschwundenen Vergangenheit nach.

Eine Stunde lang saßen sie schweigend und nachdenkend da — Beide mit denselben Gedanken beschäftigt; Beide sich anstrengend, ihn zu verbergen. — Marcel brach das Schweigen.

„Sieh, das ist es doch nicht, was wir uns versprochen hatten,“ rief er.

„Was willst Du damit sagen?“

„Ach mein Gott, verstelle Dich jetzt nicht gegen mich. Du denkst an Das, was Du vergessen mußt ... mir geht es ebenso ... ich leugne es gar nicht!“

„Nun ja; doch...“

„Doch laß es das letzte Mal sein. — Zum Teufel mit den Erinnerungen, welche uns den Wein verbittern und uns traurig machen, wenn Alles rings um uns her fröhlich ist! — Laß uns an etwas Anderes denken ... und es mag das letzte Mal gewesen sein.“

„Das sagen wir immer, und doch...“ sagte Rudolph, aus seiner Träumerei auffahrend.

„Und doch kommen wir immer wieder darauf

zurück," unterbrach ihn Marcel. — „Das kommt daher, daß wir, anstatt ehrlich die Vergessenheit zu suchen, aus nichtssagenden Dingen einen Vorwand machen, unsre Erinnerungen wieder zu erwecken, — es kommt ganz besonders daher, daß wir darauf bestehen, in demselben Kreise weiter zu leben, wo die Wesen gelebt, die so lange unsre Qual gewesen. — Wir sind Beide Sklaven einer Gewohnheit weniger, als einer Leidenschaft. Wir müssen diese Fesseln brechen, oder wir gehen in einer lächerlichen, unwürdigen Sklaverei unter. — Wohlan denn! Das Vergangene ist vergangen; — wir müssen die Bande, die uns an dasselbe fesseln, zerreißen. Die Zeit ist herangekommen, daß wir vorwärts schreiten müssen, ohne rückwärts zu schauen — wir haben unsre Zeit der Jugend, der Sorglosigkeit, der Widersprüche genossen. — Es war Alles recht schön; man könnte einen hübschen Roman darüber schreiben; aber diese Komödie verliebter Thorheiten, — die Verschleuderung von verlornen Tagen mit der Verschwendung von Leuten, welche die Ewigkeit ausgeben zu können glauben: — alles Dies muß ein Ende nehmen. Wir würden die Verachtung, welche uns treffen müßte, rechtfertigen, wir würden uns selbst verachten müssen, wenn wir dies Leben am Rande der Gesellschaft — am Rande des Lebens beinahe, noch länger fortsetzten. — Denn ist das wohl eine Existenz zu nennen, wie wir sie führen — und

diese Unabhängigkeit, diese Freiheit der Sitten, mit welcher wir uns so brüsten, sind das nicht sehr mittelmäßige Vorzüge? — Die wahre Freiheit ist die, Andere entbehren und durch eigene Kraft existiren zu können — und stehen wir etwa auf diesem Punkte? — Nein! Der erste, der beste Cretin, dessen Namen wir nicht fünf Minuten lang tragen möchten, rächt sich wegen unsrer Spötteleien und wird unser Herr und Meister in dem Augenblicke, wo wir von ihm hundert Sous leihen, nachdem wir zu diesem Zwecke für hundert Thaler Witz oder Selbsterniedrigung angewendet haben. — Ich für meinen Theil habe genug. — Die Poesie besteht nicht allein in der Unordnung der Existenz, in improvisirten Glücksfällen, in Liebschaften, welche einen Mitsommernachtstraum dauern, nicht in mehr oder weniger excentrischem Widerstreben gegen die Vorurtheile, welche in Ewigkeit die Herrscher der Welt sein werden; — es ist leichter, eine Dynastie, als ein Vorurtheil umzustoßen, und sei es noch so lächerlich. — Es ist noch kein Beweis von Genie oder Talent, im December einen Sommer-Paletot zu tragen; man kann tiefer Forscher und Denker, man kann Dichter, kann wahrhafter Künstler sein, wenn man auch täglich drei Mahlzeiten hält und sich warm kleidet. — Was wir auch sagen, was wir auch thun mögen, wenn wir zu Etwas gelangen wollen, so müssen wir den Weg verfolgen, den auch Andere gehen. —

Du bist über meine Worte vielleicht verwundert, Rudolph, Du, mein Freund; dieses moralische Solo entlockt Dir wohl ein Achselzucken und Du wirst sagen, ich zerbräche mein Idol — Du nennst mich vielleicht verdorben, — und doch ist das, was ich Dir soeben gesagt, der wahrhafte Ausdruck meiner innersten Ueberzeugung. In mir ist, wider mein Wissen, eine langsame, eine heilsame Metamorphose vorgegangen, — die Vernunft hat in meinem Inneren gesiegt, und vielleicht wider meinen Willen; aber sie ist doch endlich gekommen, und hat mir bewiesen, daß ich auf einem falschen Wege war, und daß es zugleich lächerlich und gefährlich sein würde, wenn ich auf demselben beharren wollte. Was soll auch in der That daraus werden, wenn wir diese monotone und unnütze Bummelei noch ferner treiben? Wir nähern uns unserm dreißigsten Jahre, unbekannt, alleinstehend, Andern zuwider und uns selbst zum Ekel, von Neid erfüllt gegen alle Die, welche wir zu irgend einem Ziele gelangen sehen, genöthigt, zu den schimpflichen Mitteln des Parasitismus zu greifen, um unser Leben zu fristen, — glaube nicht, daß dies ein Phantasiegemälde sei, welches ich entworfen, um Dich zu erschrecken. — Ich sehe keineswegs die Zukunft systematisch schwarz, allein ich sehe sie auch nicht rosenfarben; ich sehe sie nur mit richtigem Auge. — Bis jetzt war die Existenz, welche wir geführt, uns aufgedrungen; wir konnten

uns mit der Nothwendigkeit entschuldigen. Allein von jetzt an sind wir nicht mehr zu entschuldigen, und wenn wir nicht in das gewöhnliche Leben zurücktreten, so ist das unsre Schuld — denn die Hindernisse, welche wir zu bekämpfen hatten, existiren nicht mehr."

„Ach was," rief Rudolph. „Wohin willst Du, aus welcher Veranlassung und zu welchem Zwecke predigst Du?"

„Du verstehst mich vollkommen," fuhr Marcel mit demselben ernsten, aber herzlichen Tone fort; „soeben sah ich, wie Du, gleich mir, von Erinnerungen gepackt wurdest, welche Dich die Vergangenheit bedauern ließen: Du dachtest an Mimi, wie ich an Musette dachte; Du wünschtest, ebenso wie ich, Deine Geliebte an Deiner Seite zu haben. — Doch gut! Ich sage, daß Keiner von uns länger an diese Geschöpfe denken darf, daß wir nicht geschaffen und zur Welt gekommen sind, nur um unsere Existenz diesen niedrigen Manons zu opfern, — und daß der Ritter Desgrieux, dieser so schöne, so poetische und doch so wahre Charakter, sich vom Untergange nur mittelst seiner Jugend und mittelst der Illusionen, welche er sich bewahrt, rettet. — In einem Alter von zwanzig Jahren konnte er wohl seiner Geliebten auf die Inseln folgen, ohne aufzuhören, interessant zu sein; aber mit fünfundzwanzig Jahren würde er seiner Manon die Thür gewiesen haben, — und das mit Recht. Wir

haben gut reden; wir sind alt, mein Freund; — wir haben zu viel und zu rasch gelebt — die Saiten unseres Herzens sind gerissen und es giebt nur noch falsche Töne von sich — man ist nicht ungestraft drei Jahre lang in eine Mimi oder eine Musette verliebt. Für mich ist Dies nun vorbei, und da ich mich durchaus von der Erinnerung an sie trennen will, so werfe ich jetzt noch einige Kleinigkeiten, die sie bei ihren verschiedenen Stationen bei mir gelassen, und die mich zwingen, an sie zurück zu denken, wenn sie mir in die Hände kommen, in's Feuer!"

Und Marcel stand auf und holte aus seiner Kommode ein Pappkästchen, in welchem die Andenken an Musette lagen, ein verwelkter Blumenstrauß — ein Gürtel — eine Bandschleife — und mehrere Briefe. — „Vorwärts, Freund Rudolph, folge mir nach!"

„Nun denn, es sei," rief dieser, sich gewaltsam emporraffend. „Du hast Recht. Auch ich will der Erinnerung an dieses Mädchen mit den bleichen Händen ein Ende machen." Und er holte ein kleines Paket mit den Andenken an Mimi, — welche von derselben Art waren, wie die, deren Inventar der Maler schweigend machte.

„Das trifft sich ja gut," murmelte der Künstler. „Mit diesen Briefen können wir das Feuer wieder anzünden, denn es will verlöschen."

„Es ist wahr,“ setzte Rudolph hinzu, „hier herrscht ein wahrhaft polarisches Klima.“

„Vorwärts, wir wollen die Sachen zusammen verbrennen, gieb Acht, Rudolph:“ und sie warfen die Reliquien ihrer vergangenen Liebe in das Feuer, welches hell aufflammte.

„Arme Musette,“ sagte Marcel ganz leise und betrachtete den letzten Gegenstand, welchen er in den Händen hatte, — es war ein kleiner Strauß von verwelkten Feldblumen. „Arme Musette, sie war doch schön, — und sie liebte mich so — nicht wahr, Du kleines Bouquet, ihr Herz hat es Dir zugeflüstert an dem Tage, wo Deine Blumen an ihrem Gürtel prangten. — Armes kleines Sträußchen, Du siehst aus, als ob Du Gnade erflehen wolltest von ihr; nun wohl, aber nur unter Einer Bedingung: Du darfst niemals von ihr zu mir reden, nimmer, nimmer!“ — Und einen Augenblick benutzend, in welchem er sich von Rudolph unbeobachtet wähnte, steckte er das Blumensträußchen in die Brust. — „Das ist schlimm; ich lasse mich überwältigen; ich täusche,“ dachte der Maler, und als er einen verstohlenen Blick auf Rudolph warf, sah er, daß der Dichter am Schlusse seines Autodafé ein kleines Nachtmützchen, welches dereinst Mimi getragen, mit Inbrunst küßte und dann heimlich in seine Tasche steckte. „Er ist ebenso feig wie ich,“ murmelte Marcel.

In demselben Augenblicke, als Rudolph in sein Zimmer gehen wollte, um sich zur Ruhe zu legen, klopfte es leise an Marcels Thür.

„Wer kommt denn da noch so spät," sagte der Maler, indem er die Thür öffnete. Ein Schrei des Erstaunens entfuhr ihm.

Es war Mimi.

Da das Zimmer sehr dunkel war, so erkannte Rudolph seine Geliebte zuerst nicht, und bemerkte nur, daß ein Frauenzimmer gekommen sei, — er dachte, es sei eine von den geheimen Eroberungen seines Freundes und schickte sich aus Discretion an, wegzugehen.

Da sprach Mimi, welche auf der Schwelle stehen geblieben war: „Ich störe Sie wohl?"

Beim Klange dieser Stimme sank Rudolph, wie vom Blitze getroffen, auf seinen Stuhl zurück.

„Guten Abend," sagte Mimi, an ihn herantretend, und drückte ihm die Hand, was er willenlos geschehen ließ.

„Was führt Sie denn um diese Stunde hieher?" fragte Marcel.

„Mich friert so sehr," sagte Mimi schaudernd, — „ich sah noch Licht bei Ihnen, als ich durch die Straße ging — und obschon es bereits spät ist — so stieg ich doch die Treppen herauf" — und sie zitterte fortwährend, und ihre Stimme hatte einen eigenthümlichen krystallenen Klang, welcher wie ein Trauergeläut in Rudolphs

Herz drang, und es mit einem düstren Schmerze — lugubre épouvant — erfüllte. — Er betrachtete sie nun genauer. — Es war nicht mehr Mimi, es war ihr Schatten.

Marcel rückte ihr einen Stuhl an das Kamin.

Sie lächelte, als sie die helle Flamme sah, welche auf dem Heerde lustig flackerte — „Ach, das ist schön,“ sagte sie, und hielt ihre blaugefrorenen, abgezehrten Hände an das Feuer. — „Sie wissen nicht, Herr Marcel, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin!“

„Durchaus nicht,“ antwortete dieser.

„Ganz einfach aus dem Grunde, um Sie zu bitten, ob Sie mir nicht ein Zimmer in Ihrem Hause verschaffen könnten. Ich bin aus meiner möblirten Wohnung verjagt worden, weil ich vier Wochen Miethe schuldig bin — und da weiß ich nicht, wo ich hingehen soll.“

„Teufel!“ sagte Marcel, den Kopf schüttelnd. — „Wir stehen bei unserem Hauswirth nicht im besten Geruche, und unsre Empfehlung würde für Sie nicht von gutem Erfolge sein, armes Kind.“

„Was soll ich aber anfangen,“ sagte Mimi, „ich weiß nicht, wo ich bleiben soll.“

„Sind Sie denn nicht mehr Vicomtesse?“

„Ach nein!“

„Seit wann?“

„Schon seit zwei Monaten.“

„Sie haben also dem jungen Grafen Kummer gemacht?"

„Nein," erwiderte sie mit einem verstohlenen Blicke auf Rudolph, der sich in die dunkelste Ecke des Zimmers gesetzt hatte — „ich hatte einen Auftritt mit dem Vicomte wegen des Gedichtes, das auf mich gemacht worden ist. — Wir haben uns überworfen und ich habe ihn wegeschickt, — er war ein hochmüthiger Filz, weiter nichts."

„Er hatte Sie aber doch ganz hübsch ausgestattet, wie ich zu bemerken Gelegenheit hatte, als ich Ihnen einmal begegnete."

„Ja freilich; und denken Sie sich, als ich wegging, hat er mir Alles wieder genommen — und wie ich hörte, hat er aus meinen Sachen an einer miserabeln Wirthstafel, wo ich immer mit ihm aß, eine Lotterie gemacht. — Er ist reich, dieser Mensch, aber bei allem seinem Reichthum geizig wie der ärgste Filz, und dumm wie eine Gans; — er wollte nicht haben, daß ich reinen Wein trank, und ließ mich Freitags jedes Mal fasten. Sie werden es kaum glauben, wenn ich Ihnen erzähle, daß er durchaus haben wollte, ich sollte schwarzwollene Strümpfe tragen — er meinte, daß dieselben nicht so schmutzten, als die weißen — es kann sich Niemand einen Begriff davon machen, wie er mich fortwährend gekränkt hat. — Ich lebte bei ihm, wie im Fegefeuer."

„Und kennt er Ihre jetzige Lage?“

„Ich habe ihn nicht wiedergesehen und mag ihn auch nicht wiedersehen; ich bekomme die Seekrankheit, wenn ich nur an ihn denke. Lieber wollte ich Hungers sterben, als einen einzigen Sou von ihm betteln.“

„Aber,“ fuhr Marcel fort, „seit Sie ihn verlassen haben, lebten Sie doch nicht allein.“

„Ach, ich gebe Ihnen die Versicherung,“ rief Mimi lebhaft, „ich habe gearbeitet, um leben zu können; nur habe ich, da das Geschäft als Blumenarbeiterin nicht gut ging, einen andern Nahrungszweig ergriffen — ich sitze den Malern — wenn Sie vielleicht Arbeit für mich hätten...“ setzte sie heiter hinzu. — Und als sie bemerkte, daß Rudolph, den sie nicht aus den Augen gelassen hatte, bei diesen Worten eine heftige Bewegung machte, fuhr sie rasch fort: „Ich sitze nur für den Kopf und die Hände. Ich habe viel zu thun, und an zwei oder drei Orten habe ich Geld zu fordern; ich soll es in zwei Tagen bekommen — und nur so lange wollte ich einen Aufenthaltsort haben. Wenn ich Geld habe, so werde ich in meine Wohnung zurückkehren. — Siehe da,“ unterbrach sie sich, als sie auf dem Tische das bescheidene Mahl erblickte, welches die beiden Freunde kaum angerührt hatten, „Sie wollen essen — ich lade mich dazu ein.“

„Nein,“ sagte Marcel, „wir haben keinen Hunger.“

„Da sind Sie sehr glücklich,“ sagte Mimi naiv.

Bei diesem Worte fühlte Rudolph sein Herz fürchterlich beengt, — er gab Marcel einen Wink; dieser verstand ihn.

„Da Sie aber da sind, Mimi,“ sagte er, „so nehmen Sie fürlieb. Rudolph und ich hatten uns vorgenommen, den heutigen Abend zu feiern, und dann ... wahrhaftig, dann haben wir an etwas Anderes gedacht.“

„Dann komme ich ja recht,“ entgegnete Mimi, indem sie einen fast heißhungrigen Blick auf den Tisch warf. — „Ich habe nicht zu Mittag gegessen,“ setzte sie ganz leise hinzu, so daß Rudolph es nicht hörte. Rudolph biß auf sein Taschentuch, um nicht in lautes Schluchzen auszubrechen.

„Komm her, Rudolph,“ sagte Marcel, „wir wollen essen.“

„Nein!“ antwortete der Dichter und blieb in der Ecke sitzen.

„Ist es Ihnen nicht recht, Rudolph, daß ich hierher gekommen bin,“ sprach Mimi mit weicher Stimme, „oder soll ich gehen?“

„Nein, Mimi,“ erwiderte der Dichter; „nur schmerzt es mich, daß ich Sie so wiedersehen muß.“

„Das ist meine eigne Schuld, Rudolph — ich klage nicht; was geschehen ist, ist geschehen, denken

Sie nicht mehr daran. — Können Sie mein Freund nicht sein, nachdem Sie mir etwas Anderes gewesen? Setzen Sie sich mit uns an den Tisch und machen Sie mir kein böses Gesicht!“ Damit stand sie auf und wollte ihn bei der Hand nehmen; allein sie war so schwach, daß sie keinen Schritt thun konnte, und auf ihren Stuhl zurückfiel.

„Die Wärme hat mich betäubt, ich kann mich nicht aufrecht halten,“ sagte sie.

„Komm, Rudolph, leiste uns Gesellschaft,“ drang Marcel in ihn.

Der Dichter setzte sich an den Tisch und zwang sich, zu essen. Mimi war sehr heiter.

Als das frugale Mahl beendet war, sagte Marcel:

„Es ist nicht möglich, liebe Mimi, Ihnen hier im Hause ein Zimmer zu verschaffen.“

„Dann muß ich gehen,“ antwortete sie, und versuchte aufzustehen.

„Nein, nein!“ rief Marcel heftig, „so war es nicht gemeint. Sie bleiben in meinem Zimmer und ich gehe hinüber zu Rudolph.“

„Das wird Sie wohl sehr geniren,“ erwiderte Mimi, „aber es soll nicht lange dauern — nur zwei Tage.“

„Auf diese Weise geniren Sie uns gar nicht; Sie sind hier zu Hause und ich schlafe bei Rudolph. — Gute Nacht, Mimi, schlafen Sie wohl.“

„Gute Nacht,“ sagte sie, Rudolph und Marcel die Hand reichend.

„Wollen Sie sich einschließen?“ fragte Marcel, als sie an der Thür waren.

„Weshalb?“ fragte Mimi, Rudolph ansehend; „ich fürchte mich nicht!“

Als die beiden Freunde in dem benachbarten Zimmer allein waren, sagte Marcel plötzlich:

„Was gedenkst Du jetzt zu thun?“

„Ich weiß es nicht!“ stammelte Rudolph.

„Nun, wir werden sehen; zaudre nicht, geh' zu Mimi; ich sage Dir, wenn Du zurückkehrst, so seid Ihr morgen wieder vereint.“

„Was würdest Du thun, wenn Musette zurückgekommen wäre?“

„Wenn Musette nebenan wäre,“ antwortete Marcel, „— offen gestanden, ich glaube, in einer Viertelstunde würde ich nicht mehr in diesem Zimmer sein.“

„Da habe ich mehr Muth; ich bleibe.“

„Wir werden ja wohl sehen,“ meinte Marcel, der sich schon niedergelegt hatte. „Willst Du auch schlafen gehen?“

„Allerdings,“ war Rudolphs Antwort.

Als aber Marcel während der Nacht aufwachte, bemerkte er, daß Rudolph nicht im Zimmer war.

Am Morgen klopfte er leise an die Thür des Zimmers, in welchem Mimi schlief.

„Herein!“ rief sie, und als sie ihn erblickte, gab sie ihm einen Wink, leise zu gehen, um den noch schlafenden Rudolph nicht aufzuwecken. Dieser saß in einem Lehnstuhle vor dem Bette; sein Kopf ruhte auf dem Kissen neben Mimi.

„So haben Sie die Nacht zugebracht?“ fragte Marcel erstaunt.

„Ja wohl,“ war die Antwort.

Rudolph erwachte plötzlich, und nachdem er Mimi auf die schöne Stirn geküßt, reichte er dem ganz verwirrt dastehenden Marcel die Hand und sagte: „Ich will Geld zum Frühstück holen, leiste Mimi unterdessen Gesellschaft.“

„Nun?“ fragte der Maler, als er mit dem jungen Weibe allein war, „was ist die Nacht vorgegangen?“

„Ach Gott, sehr traurige Dinge. — Rudolph liebt mich immer noch.“

„Ich weiß es wohl,“ sprach Marcel ernst.

„Ja, Sie wollten ihn von mir entfernen — ich verdenke es Ihnen nicht, Marcel, Sie hatten Recht, ich hatte ihm zu bittere Schmerzen bereitet.“

„Und Sie? Lieben Sie ihn noch?“

„Ach ja wohl!“ antwortete sie, die Hände faltend. „Das quält, das martert mich eben so. — Ich bin sehr verändert, und in kurzer Zeit!“

„Nun, da er Sie liebt, und da Sie ihn lieben, und da Sie Beide einmal nicht von einander lassen

können, so gehen Sie wieder zusammen und versuchen Sie nochmals, bei einander zu bleiben.“

„Das ist nicht möglich!“ rief Mimi.

„Weshalb? Das würde sicherlich vernünftiger sein, als wenn Sie einander wieder verließen, denn damit Sie Beide sich nicht widersähen, müßten Sie tausend Meilen weit von einander entfernt sein.“

„Bald werde ich noch weiter sein,“ seufzte Mimi.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Sprechen Sie gegen Rudolph nicht davon — es würde ihm zu großen Schmerz bereiten. — Ich scheide bald auf ewig.“

„Wie? Wie?“

„Sehen Sie, mein armer Marcel,“ sagte Mimi unter hervorbrechenden Thränen, „sehen Sie,“ und dabei rückte sie die Bettdecke ein wenig zurück und zeigte dem Künstler ihren Hals, ihre Schultern und ihre Arme.

„O Gott, o Gott!“ rief Marcel, auf das Schmerzlichste ergriffen.

„Nicht wahr, mein Freund, ich täusche mich nicht, ich sterbe bald?“

„Aber,“ fragte Marcel mit kaum verhaltenen Thränen, „wie konnte das in so kurzer Zeit kommen?“

„Ach,“ erwiderte Mimi, „bei dem Leben, welches ich seit zwei Monaten führe, ist das nicht zum Verwundern — die Nächte mit Weinen zugebracht — die

Tage in den ungeheizten Ateliers gesessen — die schlechte Nahrung, der Kummer im Herzen — und dann — und dann —" schluchzte sie, ihr Gesicht verhüllend, „Sie wissen noch nicht Alles — ich wollte mich vergiften — mit Javelle'schem Wasser; ich wurde gerettet, aber nicht auf lange — Sie sehen es ja selbst. Auch bin ich niemals recht gesund gewesen; es ist meine Schuld; wenn ich ruhig bei Rudolph geblieben wäre, so würde es nicht so weit mit mir gekommen sein. — Armer Freund! so kann ich ihn noch in meine Arme schließen, aber das wird nicht lange dauern. — Das letzte Kleid, welches er mir schenken soll, muß ganz weiß sein, lieber Marcel, und damit soll man mich begraben. Ach! wenn Sie wüßten, wie es mich schmerzt, daß ich weiß, ich muß bald sterben! Rudolph weiß, daß ich krank bin; er hat gestern länger als eine Stunde sprachlos dort gesessen, als er meine abgezehrten Arme und meinen Hals gesehen hatte; er erkannte seine Mimi nicht wieder, und ach! mein Spiegel kennt mich auch nicht mehr! Aber ich war doch dereinst hübsch, und er hat mich sehr geliebt. Ach, mein Gott!" schrie sie auf und verbarg ihr Gesicht in Marcels Händen, „mein armer Freund, ich muß Sie verlassen — und Rudolph auch! O Gott!" und Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Schonen Sie sich," tröstete Marcel erschüttert,

„Sie werden geheilt werden; nur bedürfen Sie der Ruhe und einer sorgfältigen Pflege.“

„Ach nein, es ist wohl vorbei, ich fühle es. Ich habe keine Kräfte mehr, und als ich gestern Abend hierher kam, habe ich länger als eine Stunde gebräucht, um die Treppe hinaufzusteigen. — Wenn ich eine Frau hier gefunden hätte, so hätte ich mich zum Fenster hinausgestürzt! Er war aber frei, weil wir nicht zusammen waren; aber, sehen Sie, Marcel, ich wußte sicher, daß er mich noch liebte. Und deshalb sollte ich auch nicht so rasch sterben; aber es ist vorbei — ganz vorbei. — Er muß doch ein sehr guter Mensch sein, daß er mich nach all’ dem Kummer, den ich ihm verursacht, aufgenommen hat. — Ach, es ist nicht recht vom lieben Gott, daß er mir nicht einmal Zeit läßt, um Rudolph den Gram, den ich ihm verursacht, vergessen zu lassen. Er täuscht sich über meinen Zustand nicht. Ich wollte nicht, daß er sich neben mich legte, denn sehen Sie, es kommt mir vor, als kröchen schon Würmer in meinem Körper umher. Wir haben die ganze Nacht mit Weinen verbracht und sprachen von ehemals. — Ach, wie traurig ist es, das Glück, an welchem man nahe vorübergegangen ist, ohne es wahrzunehmen, erst dann zu erblicken, wenn es vorübergegangen, wenn es zu spät ist! — Es brennt mir in der Brust, wie Feuer, und wenn ich meine Glieder bewege, so scheint es mir, als wollten sie zerbrechen. —

Geben Sie mir doch einmal mein Kleid her, ich will die Karten legen, und sehen, ob Rudolph Geld mitbringt. Ich möchte mit Ihnen Beiden gern wieder einmal ein gutes Frühstück halten, wie früher, das würde mir nicht schaden; ich kann nicht kränker werden, als ich jetzt bin. — Sehen Sie," fuhr sie fort, indem sie die Karten zeigte, welche sie eben coupirt hatte, „hier ist Pique, das ist die Farbe des Todes. Und da liegt Trefle," setzte sie fröhlich hinzu. „Ja, Rudolph wird Geld mitbringen!"

Marcel wußte nicht, was er zu den lichten Phantasieen dieses unglücklichen Wesens sagen sollte, welches, wie sie selbst sagte, die Würmer des Grabes in ihrem Körper wühlen fühlte.

Nach einer Stunde kam Rudolph, von Schaunard und Colline begleitet, zurück. — Der Musiker war mit einem Sommerröckchen bekleidet. Er hatte sofort seine Tuchanzüge verkauft, als er gehört hatte, daß Mimi krank sei, um Rudolph Geld leihen zu können. Colline hatte Bücher verkauft. Zwar hätte er lieber einen Arm, ein Bein verkauft, ehe er sich von seinen lieben Büchern trennte, allein Schaunard bemerkte ihm, daß mit seinem Arme oder Beine Nichts zu machen sei, und so versilberte er denn mehrere seiner Lieblinge.

Mimi zwang sich zur Heiterkeit, um ihre alten Freunde zu empfangen.

„Ich bin nicht mehr schlecht,“ sagte sie zu ihnen, „und Rudolph hat mir verziehen. Wenn er mich bei sich behalten will, so will ich Holzpantoffeln und eine Zipfelhaube tragen, das ist mir einerlei. Sicherlich ist die Seide meiner Gesundheit nicht zuträglich,“ setzte sie mit unheimlichem Lächeln hinzu. Auf Marcels Bemerkungen hatte Rudolph zu einem seiner Freunde geschickt, welcher eben seine Prüfung als ausübender Arzt gemacht hatte. Es war derselbe, welcher früher die kleine Franzine behandelte. Als er ankam, ließ man ihn mit Mimi allein.

Marcel hatte Rudolph mitgetheilt, in welcher Gefahr das Leben seiner Geliebten schwebe. Als der Arzt sie untersucht hatte, sprach er zu Rudolph: „Sie können sie nicht hier behalten. Wenn nicht ein Wunder dazu kommt, so ist sie rettungslos verloren. Sie muß in ein Hospital. Ich will ihre Aufnahme in die Pitié veranlassen; einer der dortigen Internen ist mir befreundet, und sie wird jede mögliche Pflege erhalten. Wenn sie das Frühjahr erlebt, so können wir sie vielleicht von dort wieder wegnehmen; bleibt sie aber hier, so lebt sie binnen acht Tagen nicht mehr!“

„Ich wage nicht, ihr den Vorschlag zu machen,“ sagte Rudolph.

„Bereits habe ich mit ihr darüber geredet,“ war die Antwort des Arztes, „sie willigt ein. Morgen

werde ich Ihnen den Bericht über die Aufnahme in die Pitié senden."

„Lieber Rudolph," sprach Mimi, „der Arzt hat Recht; Ihr könnt mich hier nicht gehörig abwarten. Im Hospitale genese ich vielleicht wieder; dort bringt mich hin. Ach, siehst Du, jetzt habe ich solche Lust, zu leben, daß ich meine Tage gern zubringen würde mit der einen Hand im Feuer, mit der andern in der Deinigen. Du besuchst mich auch recht oft. Gräme Dich nicht um mich, ich werde gut gepflegt werden; der junge Mann dort hat es mir versichert. Im Hospital giebt es Hühnersuppe und es wird dort eingeheizt. — Während ich mich dort pflege, arbeitest Du, um Geld zu verdienen, und wenn ich geheilt bin, so kehre ich zu Dir zurück uud bleibe bei Dir. Ich habe jetzt große Hoffnung, ich werde wieder eben so hübsch werden, wie ich sonst war. Ich war schon so krank, wie jetzt, zu der Zeit, als ich Dich noch nicht kannte, und bin doch wiederhergestellt, aber ich war damals nicht glücklich und hätte sterben sollen. — Da ich Dich jetzt wiedergefunden habe und da wir nun glücklich sein können, so werde ich auch dies Mal gerettet werden, denn ich werde mich tapfer gegen die Krankheit wehren. Ich werde alle häßlichen Sachen trinken, die mir verordnet werden, und wenn mich dann der Tod doch ergreift, so muß dies mit Gewalt geschehen. — Gieb mir einmal den Spiegel her, es scheint mir, als wenn

ich wieder Farbe hätte. Ja," fuhr sie, sich im Spiegel betrachtend, fort, „da kommt mein schöner Teint schon wieder; und meine Hände, sieh, sie sind immer noch hübsch. Küsse sie noch einmal, das wird nicht das letzte Mal sein, mein armer Freund!" Damit umklammerte sie Rudolphs Hals und verbarg sein Gesicht in ihrem herabwallenden Haare.

Bevor sie in das Hospital aufgenommen wurde, wollte sie, daß ihre Freunde, die Zigeuner, den Abend an ihrem Lager verbringen sollten. „Laßt mich lachen," sagte sie, „die Heiterkeit macht mich gesund. Diese Nachtmütze vom Vicomte allein hat mich krank gemacht. Ich sollte Orthographie und Grammatik von ihm lernen — denkt Euch nur! — was sollte ich damit wohl machen? — Und seine Freunde, das war erst eine schöne Gesellschaft! Ein wahrer Hühnerhof, dessen Pfau der Vicomte selbst war. — Seine Wäsche zeichnete er selbst. — Wenn er jemals heirathet, so bin ich überzeugt, daß er seine Kinder selbst gebären wird!"

Nichts konnte erschütternder sein, als diese gewissermaßen aus dem Grabe kommende Fröhlichkeit des unglücklichen Mädchens. Die vier Freunde mußten die peinlichsten Anstrengungen machen, ihre Thränen zurückzudrängen und das Gespräch in dem scherzenden Tone festzuhalten, in dem das arme Wesen plauderte, für welches das Schicksal die Leinwand zum letzten Kleide so rasch webte.

Am folgenden Morgen erhielt Rudolph das Bulletin des Hospitals. Mimi konnte sich nicht auf den Füßen erhalten; sie mußte gefahren werden. Auf dem Wege litt sie von den Stößen des Fiakers fürchterlich, allein inmitten dieser Schmerzen war die Eitelkeit — das Letzte, was mit den Frauen stirbt, noch lebendig. Zwei oder drei Mal ließ sie den Wagen vor Putzläden halten, um die zur Schau gestellten Neuigkeiten zu sehen. Als Mimi in den Saal trat, in welchen sie aufgenommen werden sollte, fiel es ihr centnerschwer auf das Herz; eine innere Stimme sagte ihr, daß sie zwischen seinen traurigen, kahlen Wänden ihr Leben vollenden würde. Sie wendete den ihr noch gebliebenen Rest von Willenskraft an, um den düstern Eindruck, bei dem ihr das Blut in den Adern gerann, zu verbergen.

Als sie im Bette lag, umarmte sie Rudolph noch ein letztes Mal und sagte ihm Lebewohl, indem sie ihn bat, nächsten Sonntag — dem Besuchstage — wieder zu kommen. „Es riecht so häßlich hier," sagte sie zu ihm, „bringe mir Blumen mit — Veilchen, es wird schon Veilchen geben!"

„Ja," antwortete Rudolph, „lebe wohl, bis nächsten Sonntag." Dann zog er die Vorhänge zu. Als Mimi die Schritte ihres sich entfernenden Geliebten hörte, wurde sie plötzlich von einem heftigen, wahnsinnigen Fieberanfall ergriffen. Sie riß die Vorhänge

zurück, legte sich mit dem halben Körper zum Bett hinaus und rief mit von Thränen erstickter Stimme:

„Rudolph, nimm mich mit! Ich will mit Dir gehen!“

Eine barmherzige Schwester eilte herzu und versuchte, sie zu trösten. „Ach,“ sagte Mimi, „hier muß ich sterben!“ —

Am Sonntag-Morgen erinnerte sich Rudolph, daß er seiner Mimi Veilchen versprochen habe. — Geleitet durch einen poetischen Aberglauben der Liebe, ging er zu Fuße bei einem furchtbaren Wetter aus, die Blumen, um die ihn seine Geliebte gebeten, in den Gehölzen von Aulnay und Fontenay, wo er im Sommer mit ihr so oft gewesen war, zu suchen. Die unter der Sonne der schönen Juni- und Augusttage so heitere, so lachende Natur fand er jetzt düster und leblos. Zwei Stunden lang durchsuchte er die schneebedeckten Gebüsche, und endlich fand er einige Veilchen, gerade in einem an den Teich von Plessis gränzenden Theile des Gehölzes, welcher Beider Lieblingsaufenthalt war, wenn sie auf das Land gingen.

Als er auf dem Rückwege nach Paris durch das Dorf Chatillon kam, begegnete er vor der Kirche einem Taufzuge, unter welchem er einen seiner Freunde erkannte, der bei einer Sängerin von der Oper Gevatter stand. „Was machen Sie denn hier?“ fragte der Freund, im höchsten Grade erstaunt, Rudolph an die-

sem Orte zu begegnen. Der Dichter erzählte es ihm. Der junge Mann, welcher Mimi gekannt hatte, wurde bei dieser Erzählung sehr traurig. Er griff in die Tasche und holte eine Düte Bonbons hervor und gab sie Rudolph. „Geben Sie der armen Mimi Das von mir und sagen Sie ihr, daß ich sie besuchen würde.“

„Dann müssen Sie sich beeilen, wenn Sie noch zur rechten Zeit kommen wollen,“ sagte Rudolph, indem er sich entfernte.

Als er in das Hospital kam, sah ihn Mimi, die sich nicht regen konnte, mit einem zärtlichen Blicke an.

„Ach, da sind meine Blumen!“ sagte sie mit dem Lächeln des befriedigten Verlangens. Rudolph erzählte ihr seine Wallfahrt in die Gegend, welche das Paradies ihrer Liebe gewesen war.

„Ihr theuern Blumen,“ sagte das arme Mädchen, die Veilchen küssend. Auch die Bonbons machten ihr große Freude. „So bin ich doch nicht ganz vergessen!“ rief sie. „Ach, Ihr seid gut, Ihr andern jungen Leute. Deine Freunde sind mir alle lieb, mein Rudolph.“

Dies Wiedersehen war fast fröhlich zu nennen. Schaunard und Colline hatten Rudolph begleitet. Die Krankenwärter mußten sie an das Gehen erinnern, denn die für die Besuche gestattete Zeit war längst vorüber.

„Lebt wohl,“ sagte Mimi, „bis zum Donnerstage. „Kommt ja, und recht früh.“

Als Rudolph am Abende des folgenden Tages in seine Wohnung zurückkehrte, fand er einen Brief von einem jungen Arzte, dem Internen des Hospitals, welchem er seine Kranke ganz besonders empfohlen hatte. Das Billet enthielt nur wenige Worte.

„Ich habe Ihnen eine traurige Nachricht mitzutheilen: Nr. 8 ist gestorben. Als ich heute früh in den Saal trat, war das Bett leer.“

Rudolph fiel auf einen Stuhl; eine Thräne konnte er nicht weinen. So fand ihn Marcel. Der Dichter zeigte auf den Brief.

„Das arme Mädchen!“ seufzte Marcel.

„Es ist sonderbar,“ bemerkte Rudolph fast tonlos, „ich fühle im Herzen gar Nichts. Es ist, als wenn meine Liebe gestorben wäre, seit ich weiß, daß Mimi sterben muß.“

„Wer weiß!“ antwortete der Maler.

Mimi's Tod bewegte den Kreis der Freunde auf das Schmerzlichste.

Acht Tage später begegnete Rudolph dem Internen, welcher ihm den Tod seiner Geliebten gemeldet hatte, auf der Straße.

„Ach, lieber Rudolph,“ sagte dieser, „verzeihen Sie, daß ich Ihnen mit meiner Unbesonnenheit so großen Schmerz gemacht habe.“

„Wie so?“ fragte Rudolph erstaunt.

„Wie, Sie wissen nicht —?“ Sie haben sie nicht wiedergesehen?“

„Wen?“

„Nun, Mimi!“

„Wie?“ fragte Rudolph erbleichend.

„Ich hatte mich geirrt. Als ich Ihnen jene traurige Nachricht mittheilte, war ich das Opfer einer Täuschung. Ich war nämlich zwei Tage lang nicht im Hospitale gewesen; als ich wieder hinkam und die Visite machte, fand ich das Bett Ihrer Geliebten leer. Ich fragte die barmherzige Schwester, wo sie sei, und diese antwortete, sie sei in der Nacht gestorben. Das hing folgendermaßen zusammen. Während meiner Abwesenheit war Mimi in einen andern Saal und in ein anderes Bett gekommen. In Nr. 8 war eine andere Frau gebracht worden, und diese war es, welche in der folgenden Nacht gestorben war. Das mag Ihnen meinen Irrthum erklären. Am Tage darauf, nachdem ich Ihnen geschrieben, fand ich Mimi in einem benachbarten Saale wieder. In Folge Ihres Ausbleibens war sie in einem fürchterlichen Zustande; sie gab mir einen Brief für Sie, ich habe ihn noch in demselben Augenblicke in Ihre Wohnung gebracht.“

„O mein Gott,“ rief Rudolph, „seitdem ich glaubte, daß Mimi todt sei, bin ich nicht nach Hause gekommen. Ich habe bei meinen Freunden geschlafen. — Mimi lebt noch! Allmächtiger Gott, was muß

sie über mein Ausbleiben denken! Armes, armes Mädchen! — Wie geht es mit ihr? Wann haben Sie sie gesehen?“

„Vorgestern früh; sie befindet sich nicht besser, und nicht schlechter; sie ist sehr unruhig, und glaubt, Sie wären krank.“

„Kommen Sie sogleich mit zum Spitale, daß ich sie nur sehe,“ bat Rudolph.

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte der Arzt, als sie vor dem Hospitale standen, „ich will den Director um Erlaubniß zum Eintritte für Sie bitten.“

Rudolph wartete eine Viertelstunde lang im Hausflur. Als der Interne wieder zurückkam, ergriff er Rudolphs Hand und sagte traurig:

„Nehmen Sie an, lieber Freund, daß der Brief, den ich Ihnen vor acht Tagen schrieb, die Wahrheit enthalten habe.“

„Wie?“ rief Rudolph, an die Mauer sinkend, „Mimi...“

„Heute früh, um vier Uhr!“

„Führen Sie mich in's Amphitheater, damit ich sie noch einmal sehe.“

„Sie ist nicht mehr dort,“ antwortete der Interne. Und indem er auf einen großen, bedeckten, sargähnlichen Wagen zeigte, welcher in dem Hofe stand, vor einem Gebäude, über dessen Thür man das Wort „Amphitheater“ las, setzte er hinzu: „Sie ist dort.“

Es war der Wagen, in welchem die nicht reklamirten Leichname zu dem gemeinsamen Grabe gefahren werden.

„Leben Sie wohl," sprach Rudolph zu dem jungen Arzte.

„Soll ich Sie begleiten?" fragte dieser besorgt.

„Nein," entgegnete Rudolph, sich entfernend. „Ich fühle das Bedürfniß, allein zu sein."

XXII.

„Die Erinnerung kehret wieder, doch die Jugend bleibt zurück."

Ein Jahr nach Mimi's Tode feierten Rudolph und Marcel, welche unzertrennlich geblieben waren, ihren Eintritt in die offizielle Welt durch ein Fest. Marcel war endlich zur Ehre des Salons gelangt und hatte zwei Gemälde ausgestellt, deren eines ein reicher Engländer — ein früherer Geliebter von Musette — gekauft hatte. Von dem Ertrage dieses Verkaufs und von dem einer Bestelluug der Regierung hatte Marcel die Schulden seiner Vergangenheit zum größten Theil bezahlt, hatte sich ein passendes Logis ausmöblirt und ein ordentliches Atelier eingerichtet. — Fast zu derselben Zeit traten Rudolph und Schaunard vor das Publikum, welches Ruf und Glück schafft; dieser mit einem Liederalbum, welches in allen Concerts gesungen wurde; Jener mit einem Buche, welches die Kritik einen ganzen Monat lang beschäftigte. — Barbemuche hatte dem Zigeunerleben längst entsagt; Gustav Col=

line hatte geerbt und eine vortheilhafte Heirath gemacht; er gab musikalische Soiréen „mit Kuchen.“

Eines Abends, als Rudolph in seinem Lehnstuhle, die Füße auf seinem Teppiche ruhend, saß, trat Marcel sehr aufgeregt in das Zimmer.

„Weißt Du, was mir begegnet ist?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete der Dichter. „Ich weiß nur, daß ich bei Dir war, daß Du vollkommen zu Hause warest, daß man mir aber nicht öffnen wollte.“

„Ich habe Dich auch allerdings gehört. Rathe einmal, wer bei mir war.“

„Wie soll ich das wissen?“

„Musette kam gestern Abend plötzlich zu mir.“

„Musette — Du hast Musette wiedergefunden?“ sagte Rudolph mit einem Ausdrucke des Bedauerns.

„Beunruhige Dich nicht; es gab nicht etwa eine Wiederholung gastfreundlicher Scenen von früher — Musette ist zu mir gekommen, um ihre letzte Zigeunernacht bei mir zu feiern.“

„Wie so?“

„Sie heirathet.“

„Was?“ rief Rudolph. „Und wen?“

„Einen Postmeister, den Vormund ihres letzten Geliebten, einen närrischen Kauz, wie es scheint. Musette hat ihm gesagt: „Mein lieber Herr, bevor ich Ihnen meine Hand definitiv reiche und mit Ihnen auf die Mairie gehe, verlange ich noch acht Tage der Freiheit. Ich habe meine Angelegenheiten zu ordnen, und ich will mein letztes Glas Champagner trinken, meine letzte Quadrille tanzen und meinen alten Geliebten Marcel zum letzten Male küssen.“ — Und acht Tage lang hat mich das liebe Geschöpf gesucht, und so fand

sie mich gestern Abend, gerade, als ich an sie dachte. — Ach, wir haben im Ganzen eine traurige Nacht verlebt; wir sahen aus, wie die verunglückte Copie eines Meisterwerks, und bei unserm Scheiden habe ich sogar ein kleines Klagelied gedichtet."

Als er dies letztere Rudolph vorgelesen, sagte er: „Meine Liebe zu Musette ist nun begraben. Und es ist gut so!"

„Armer Freund," entgegnete Rudolph. „Kopf und Herz liegen bei Dir im Kampfe; sieh Dich vor, daß das letztere nicht getödtet wird."

„Das ist schon geschehen," erwiderte der Maler; „wir stehen am Ende — wir sind todt und begraben. — Die Erinnerung kehret wieder, aber die Jugend bleibt zurück! — Wo issest Du heute Abend?"

„Wenn Du willst," antwortete Rudolph, „so wollen wir für zwölf Sous essen, bei unserm alten Restaurateur in der Rue du Four, da, wo es irdene Teller giebt, wie auf dem Dorfe, und wo wir so hungrig aufstanden, wenn wir zu essen aufgehört hatten."

„Nein, wahrhaftig nicht," war Marcels Antwort. „Gern will auch ich auf die Vergangenheit zurückblicken — aber durch eine Flasche guten Wein und in einem guten Polsterstuhle sitzend. — Was willst Du? Ich bin ein verdorbener Mensch. Ich liebe nur noch Das, was gut ist!"

Ende des zweiten und letzten Bandes.